Nr. 15. Jahrgang V. Berlin, 10. April 1896.

Allgemeine Israelitische Wochenschrift

Nebst einer wissenschaftlichen Beilage „Jeschurun".

Redakteur: A. Levin.
Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57.
Telephon Amt VI, Nr. 796.

Treu und frei!

Bezugspreis vierteljährlich:
Inland Mk. 2,00. * Ausland Mk. 2,50.
Post-Zeitungsliste Nr. 108.

Die „**Wochenschrift**" erscheint an jedem Freitag mindestens 16 Seiten (2 Bogen), der „**Jeschurun**" am Schlusse jeden Monats mindestens 8 Seiten (1 Bogen) stark. Zu beziehen durch die Post (Zeitungsliste pro 1896 Nr. 108) oder unsere Expedition.

Inhalt:

Platz für einen Mann!

Vom Ausschuß des „Deutsch Israelischen Gemeindebundes" geht uns folgende, von den Herren Prof. Dr. Philippson und Theodor Lustig gezeichnete Mitteilung zu:

> „In der Ausschußsitzung vom 26. März hat unser bisheriger geschäftsführender Vorsitzender, Herr Geheimrat Dr. Kristeller zu unserem lebhaften Bedauern aus Rücksicht auf sein vorgerücktes Alter und seinen Gesundheitszustand sein Amt endgiltig niedergelegt. Bis zum statutenmäßigen Zusammentritt des Gemeindetages, der für den 21. Juni d. J. in Aussicht genommen ist, wurde die Neuwahl eines Vorsitzenden hinausgeschoben, und die Führung der Geschäfte unter mehrere Mitglieder des Ausschusses verteilt. Mit seinem, seit so langen Jahren bewährten Opfermut hat Herr Geheimrat Kristeller auch ferner seine gütige Mitwirkung nach Maßgabe seiner Kräfte zugesagt."

Aus dem Umstande, daß diese Mitteilung nicht blos an die Bundesgemeinden, sondern, mit dem Ersuchen um Veröffentlichung, auch an die jüdische Presse versandt wird, ist zu schließen, daß sie vom Ausschuß des D. J. G. B. nicht als eine interne Vereinsangelegenheit betrachtet, daß ihr vielmehr ein allgemeines Interesse vindiziert wird. Dem ist in der That so. Und bei dem Einfluß, den der jeweilige Vorsitzende auf die Leitung der Bundesgeschäfte hat, und bei der Bedeutung, die man dem Gemeindebund für die Entwickelung unseres Gemeindelebens beimißt, wird man es begreiflich finden, wenn wir das Ausscheiden des ersten Vorsitzenden nicht mit einer kurzen Notiz und dem obligaten Lobspruch abthun, sondern es für angemessen erachten, aus diesem Anlaß einiges über den D. J. G. B. zu sagen — über das, was er ist, und das, was er sein sollte.

In diesem Monat begeht der Bundesgedanke, der in dem D. J. G. B. sichtbaren Ausdruck gefunden, seinen 27. Geburtstag. Am 28. April 1870 trat in jener deutschen Stadt, die mit der heiligen Stadt das gemein hat, daß man dort dreimal jährlich Glaubensgenossen „von allen vier Enden der Erde" versammelt sieht: — in Leipzig — der geschäftsführende Ausschuß des „Deutsch-israelitischen Gemeindetages" zu einer ersten Beratung zusammen, und am 1. Mai desselben Jahres wurde die Beratung fortgesetzt. In seiner Eröffnungsrede zeigte der Ausschußvorsitzende, Moritz Kohner, den Weg, der einzuschlagen, und das Ziel, das anzustreben sei. Der Gemeindetag sollte der Zersplitterung innerhalb der deutschen und der Not inmitten der slavischen Judenheit wehren, die kleinen, leistungsunfähigen Gemeinden stützen, für die Armen und Enterbten innerhalb derselben, für die Kultusbeamten, sorgen.

Was hat der Gemeinde**bund** gehalten von dem, was der Gemeinde**tag** versprochen? Er hat der Zersplitterung gewehrt, indem er ihr mit verschränkten Armen zugesehen; er hat die leistungsunfähigen Gemeinden gestützt, indem er alljährlich in einem Aufrufe klagte, daß noch immer 8000 jüdische Kinder in Deutschland aus Mangel an Gelegenheit ohne jeden Religionsunterricht sind; er hat für die jüdischen Kultusbeamten gesorgt, indem er einer kleinen Anzahl von Lehrern eine kaum nennenswerte Unterstützung zu einer sehr geringfügigen Lebensversicherungsprämie gewährt.

Und als die Zersplitterung innerhalb unseres Gemeindelebens immer größer wurde, entschuldigte der Gemeindebund seine Unthätigkeit mit seiner statuarisch festgelegten „Unparteilichkeit"; und als immer wieder die 8000 unterrichtslosen jüdischen Kinder citiert wurden, erklärte er, er könne ja nicht mehr thun, als schreien; und als ein Rabbiner in öffentlicher Sitzung des Gemeindetages für die Kultusbeamten eintrat,

wurde ihm als Bescheid der alt-neue kategorische Imperativ: „Schweigen Sie!“

Was aber hätte der Gemeindebund thun können? Viel, sehr viel. Er hätte, mit Preisgabe jener Unparteilichkeit, die lediglich eine Umwertung des Begriffes Impotenz ist, die religiöse Bewegung in unserem Lande vor Versumpfung bewahren und sie auf geebnete Bahn leiten können. Er hätte einen Fond schaffen können für den Religionsunterricht in Deutschland, groß genug, um einem Uebelstand abzuhelfen, der an sich, ohne Accompagnement des Gemeindebundes, schreit — zum Himmel empor. Er hätte einen Modus finden können für den Schutz und die Sicherstellung unserer religiösen Lehrer und Leiter, auf daß die begründete Unzufriedenheit, die in jenen Kreisen herrscht, aus der Welt geschafft werde.

Das hätte der Gemeindebund erreichen, das wenigstens hätte er anstreben müssen. Es ist von alledem nichts geschehen. Alles bleibt der Zukunft, bleibt der Thatkraft des künftigen Bundesvorsitzenden vorbehalten.

Platz für einen Mann! Wo aber ist der Mann für den Platz? A. L.

Zur Schul- und Hausbibel-Frage.

Von Rabbiner Dr. L. Treitel, Laupheim.

I.

„Verteuert dem Volke nicht das tägliche Brot, auch das geistige nicht.“ Diese uralte Losung, sie kann nicht genug auch in unserer Zeit wiederholt werden. Daß sie auf dem Gebiete deutscher Nationallitteratur Geltung hat, von Autoren und Verlegern längst in litterarische That umgesetzt worden, das ist's, daß wir heute in ebenso zierlichen wie wohlfeilen Volks- und Schüler-Ausgaben deutscher Klassiker besitzen, und diesem Umstand zumal ist die weite Verbreitung unserer deutschen Klassiker zu danken.

Gebet uns gute, auch äußerlich wohl ausgestattete, dabei billige Volks- und Schul-Ausgaben auch unserer, der jüdischen Litteratur, von Bibel und Gebetbuch angefangen, fort bis zu den Hauptwerken unserer jüdischen Dichter und Denker, das ist's, was wir als dringenden Ruf der Zeit auf dem Gebiete jüdischer Volks- und Schul-Litteratur zu fordern haben. Das auszusprechen muß man den Mut haben, ob auch die Olympischen, die mit Pfennigen nicht zu rechnen haben, ob so plebejischer Forderung bedenklich den Kopf schütteln. Es muß möglich sein, daß wir gute und doch billige Bearbeitungen unserer, auch der klassischen Litteratur der Juden bekommen, deren Preis so niedrig gestellt, daß sie auch den Minderbemittelten anzuschaffen möglich — und gerade sie — man weiß es — sind unser Lesepublikum. Dank der Rührigkeit von Verlegern und Autoren ist damit auch in neuerer Zeit ein dankenswerter Anfang gemacht worden; es sind Volks-Ausgaben von Werken der jüdischen Litteratur hergestellt worden, die bei aller Wohlfeilheit auch innere Vorzüge besitzen, die eine besonnene Kritik auch wird anerkennen müssen. Bei Bearbeitung der Bibel für Schule und Volk hat der Schulmann, wie der Freund von Volksbildung solche lange vermissen müssen. Ein Bibelwerk für die Schule, das Haus, das heute noch den Ladenpreis von 5 Mark hat — es ist das ein bekanntes Werk — und es ist das ganz richtig auf Lehrerkonferenzen gesagt worden — hat schon um deswillen nicht Aussicht, jemals allgemeine Verbreitung zu finden, also Volks-Ausgabe zu werden. Sprechen wir zuerst von dem, was solche enthalten, was sie dem Volke, der Schule bieten soll.

Nur zu oft ist die Frage ventiliert worden, ob ganze Bibel oder Bibelauszug, oder vielmehr Bearbeitung der Bibel? Das Leben, der Gebrauch haben längst entschieden; immer bleibt Grundsatz: „Die Bibel — und kein Ende!“ Wir mögen nicht mehr, wie man das wohl in den zwanziger Jahren und darüber hinaus gern that, die Kindesseele oder das Volksgemüt — denn vielfach verlangt die Volksbelehrung die gleiche Behandlung — mit einer Unmasse trockner, unfruchtbarer Definitionen moralischer oder religiöser Begriffe quälen und langweilen. Religion und Moral sollen wieder an der Quelle geschöpft werden. Das ist für uns die Bibel, gleichviel ob im Urtext oder in guter deutscher Bearbeitung gelesen. Darum verlangen wir beim Religions-Unterricht von biblischer Geschichte auch, daß sie sich nicht auf dürre Stoffmitteilung beschränke, vielmehr ein getreues Abbild der lebensvollen Darstellungsform der Bibel darstelle, vor allem den warmen, poetischen Hauch der Bibel verspüren lasse, indem sie z. B. den warmen Gefühlsausdruck der Bibel nicht mit kaltem Verstandeswort vertauscht. Nicht die Sprache des gewöhnlichen Lebens, so verbreitet auch dieser Irrtum ist, ist die populäre Darstellungsform für biblische Geschichte, sie verflacht, verkleinert nur, was Großes, Erhabenes in der Bibel ist, wie das bereits die Schulmänner-Delegierten-Versammlung vom Jahre 1884 in Berlin anerkannt hat. Man erleichtert auch das Verständnis nicht durch dürftige Wiedergabe des Bibelstoffs; der Vorzug der Kürze ist nur scheinbar. Gerade die epische Breite, wie sie der Bibel eigen ist, ist auch für die Schule, die Jugend in diesem Unterricht der kürzere Unterrichtsweg, das Verständnis viel mehr fördernd, als das aller Ecken wegschneidende, kürzende Buch. Auch die reflektierende, erklärende oder besser oft zerklärende Darstellungsform der biblischen Geschichte hat ihr bedenkliches, so sehr sie auch beliebt geworden, sie schließt vor allem eine schwere Gefahr für Objektivität der Darstellung in sich, indem sie an Stelle des einfachen, oft mit tiefer Absichtlichkeit so hingeworfenen Bibelwortes, daß es der Deutungen mehrere zuläßt, eine subjektive einseitige Auffassung setzt. Mit einem Wort: Inhalt und Sprachform — man sollte meinen, daß das J. Auerbach für immer grundlegend dargethan hätte — gehören bei Bibel und Bibel-Bearbeitung für Schule und Volk aufs engste zusammen. Langjährige eigene Erfahrung bei der Jugend hat mich gelehrt, wie nichts auch so packend für die Jugend als die urwüchsige Sprachform der Bibel selber ist.

Ob dann nicht aber die bloße Uebersetzung der Bibel das Angezeigte für diesen Zweck wäre? Ich muß das verneinen. Wer die Jugend kennt, wer da weiß, wie ermüdend, geradezu langweilend für dieselbe Wiederholungen und auch nur unnötige Breite sind, der wird in der Form der Bearbeitung die zahlreichen Wiederholungen und Häufungen des Ausdrucks im Wortlaut der Bibel zusammenziehen oder sonst wie vermeiden. Das Gleiche gilt aber auch für

das Volk, das Haus. Auch das Haus, so weit es Bücher liest, sucht überall Leben, Handlung, es wird durch Wiederholung, die keinen neuen Gedanken bringt, nur abgestoßen. Auch beim Prediger — wenn ein Seitenblick auf Verwandtes verstattet ist — der sich in langatmigen Wiederholungen ohne neuen Gedanken ergeht, atmet das Publikum erleichtert auf, wenn derselbe zu Ende ist; es macht sich eben unerbittlich das ästhetische Gesetz geltend, daß wer Volk oder Jugend belehren will, auch unterhaltend sein muß.

Die Bibel soll Hausbuch sein, soll es auch heute sein. Ein Universalmittel, wie sie dazu unter dem ästhetischen Geschmack der Jetztzeit gemacht wird, weiß ich nicht anzugeben, vielleicht andere auch nicht. Thatsache ist, daß die Bibel heutzutage trotz aller Klagen und Mahnungen von Kanzeln und Kathedern nicht mehr in jedem Hause anzutreffen. Der allgemeine Charakter der Zeit mit ihrer Vorliebe für Tagespresse und Romanlektüre, ihrer Abneigung gegen Bücher lehrhaften Genres mag es in etwas erklären. Das Vorurteil ist einmal da, daß die Bibel kaum mehr als Litaneien, Jeremiaden u. dergl. enthalte, das durch verkehrten Religionsunterricht in der Jugend nur zu oft genährt ist. Und wer wird, einmal der Schule entwachsen, gern zu solcher Lektüre zurückkehren wollen?!

(Schluß folgt.)

Jüdische Wissenschaft fin de siècle.

Geehrter Herr Redakteur! Ueber unsere sogenannten Litteratur- und Geschichts-Vereine, für die bekanntlich eine Reklame gemacht wird, über welche sich gewiß der selige Barnum vor Neid im Grabe umdreht, habe ich, wie Sie wissen, meine eigenen Ansichten, welche der Oeffentlichkeit zu übergeben ich mir für eine passende Gelegenheit vorbehalte. Es soll, wie ich hoffe, ein satirisches Lustspiel werden, da dieser Gegenstand bei einer ernsten Betrachtung gar zu traurig wird. Indes darf man es schon jetzt nicht ganz ungerügt lassen, daß halbwissende Dilettanten seit einiger Zeit mit unserer Wissenschaft und unserer Litteratur herumhausieren und allerhand schlechte Ware dem zum Erbarmen unkundigen Publikum aufhalsen. Giebt es denn keinen mitleidigen Paragraphen gegen den Unfug der Verfälschung geistiger Nahrungsmittel? So lese ich z. B. in No. 13 Ihrer geschätzten Zeitschrift von einem in Königsberg i. Pr. gehaltenen Vortrag über Manasse ben Israel, in welchem dieser über die Maßen, über Gebühr und über Verdienst gepriesen wurde. Denn objektiv-wissenschaftlich gesprochen: wie kann man nur Manasse ben Israel zu den „gelehrtesten und bedeutendsten Männern des 17. Jahrhunderts“ zählen? Manasse ben Israel war gewiß eine nicht uninteressante Persönlichkeit; teilweise verdient er sogar unsere Sympathie. Wissenschaftlich aber war er herzlich unbedeutend, ein Mann, der viel und über vieles schrieb, aber wenig konnte und noch weniger wußte, der nicht einmal das milde Urteil rechtfertigte, das über ihn ausgesprochen wird, das Urteil nämlich, daß er schrieb, was er wußte; denn er schrieb mehr, als er wußte. Er war ein mittelmäßiger Schriftsteller, vielleicht noch unter dem Durchschnittsmaß, mit einer Portion Eitelkeit, die man haben muß, um banale Alltäglichkeiten dem Publikum zu bieten, und es ist nur zu bedauern, daß er seiner Zeit vorausgeeilt ist. Jetzt wäre er gewiß an seinem Platze; er hätte zum mindesten Oberrabbiner von Berlin werden können. Aber ihn als den „Mittelpunkt der Judenheit seiner Zeit“ zu bezeichnen, der „vermöge seines umfassenden Wissens die Aufmerksamkeit der christlichen Gelehrten auf sich zog“ — dazu gehört eine Portion Unkenntnis, die selbst in unserer Zeit über die Grenzen des Erlaubten hinausgeht.

Fast schäme ich mich, hier daran erinnern zu müssen, daß der „Mittelpunkt“ der wissenschaftlichen Welt, soweit es sich um neue bahnbrechende Gedanken handelt, damals Baruch Spinoza, le petit juif d'Amsterdam, war, dem allein wir es zu verdanken haben, daß man als gebildeter Mensch sich noch den Glauben an Gott retten kann.

Und auch in der jüdisch-theologischen Welt spielt Manasse ben Israel eine sehr unbedeutende Rolle. Er war zweiter oder dritter Rabbiner in Amsterdam, und zwar bei den spaniolischen Juden, die um jene Zeit sehr wenig hervorragende Persönlichkeiten auf dem talmudisch-theologischen Gebiete aufzuweisen hatten. Und selbst in jener Gemeinde war er eigentlich nur „Prediger“ und „Rabbinatsassessor“, wie es in der bureaukratischen Sprache unserer Gemeinde lauten würde. Wie unbedeutend Manasse ben Israel auf diesem Gebiete war, läßt sich schon daraus ersehen, daß er in der sogenannten Responsen-Litteratur, die um jene Zeit üppig hervorschoß, kaum erwähnt wird. Unter den spaniolischen Juden gab es zu jener Zeit nur einen bedeutenden talmudischen Gelehrten, Chaim Benwenisti in Smyrna, der aber ein charakterloser Streber war, wie sein niedriges Verhalten anläßlich der Sabbathai-Zewi-Bewegung zeigte.

Mittelpunkt der jüdisch-theologischen Gelehrsamkeit war um jene Zeit ein älterer Zeitgenosse Manasse ben Israels, Jomtob Lipmann Heller, der „Taußfes Jontef“, — den die „gebildeten“ Juden der Gegenwart aus Heine kennen — ein Mann von großer Gelehrsamkeit, vielseitigem Wissen, kritischem Scharfblick und für seine Zeit ziemlich weitgehendem Freisinn. Auch durch sein Schicksal ist er eine interessante, anziehende Persönlichkeit, da er, wie bekannt, der litterarischen Angriffe auf das Christentum angeklagt war und mit knapper Not der schwersten Strafe entgangen ist. Sein Kommentar zur Mischnah ist ein eigenartiges und originelles Buch; es zeugt von einer kritischen Schärfe, wie sie um jene Zeit fast unglaublich erscheint. Daß nun mit einemmale Manasse ben Israel zum „Mittelpunkt der Judenheit seiner Zeit“ gestempelt wird, das ist höchst originell geeignet, den ganzen Litteratur-Vereins-Rummel grell zu beleuchten und diese neueste „Rettung“ des Judentums zu zeigen, wie sie durch Berliner Mache geworden: ein Gebilde von Geschäftsidealismus, Aufgeblasenheit und Ignoranz; eine Pflanze, wie sie nur in unserer versumpften Zeit gezeitigt werden kann.

Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß Grätz, um unsern Gabriel Rießer herabzusetzen (Grätz war Rießer deshalb nicht grün, weil dieser gegen Heines Ungezogenheiten Stellung genommen hatte), Manasse ben Israel „den Rießer jener Zeit“ nannte. Auf diese Ungehörigkeit wollen wir noch bei anderer Gelegenheit zurückkommen; vorläufig sei nur die bedauerliche Thatsache hervorgehoben, daß Grätz, dessen Geschichtsklitterei sattsam bekannt ist, den Gelehrten unserer Geschichts- und Litteratur-Vereine als einzige und zuverlässige

Quelle dient. Auf diese Weise werden nützliche Wahrheiten unter das Publikum gebracht, wird die Wiederverjüngung des Judentums gefördert. Das ist unsere Wissenschaft und unsere Litteratur fin de siècle!

Geben Sie, geehrter Herr Redakteur, diesem meinen Stoßseufzer in Ihrem Blatte Raum. Unterdessen will ich mich in die Lektüre der klassischen Lustspiele vertiefen, um, wenn ich sie mit Nutzen gelesen haben werde, jene kulturelle Mißgeburt zum Gegenstand eines Lustspiels zu machen. Nur die Hand des allezeit lustigen Bruders Jokus mag hier walten, denn, will man sich nicht mit Späßen über diesen traurigen Niedergang hinwegtäuschen, so ist der Anblick solcher Erscheinungen unerträglich. Aber, dies gestehe ich hier offen und ehrlich ein: um da noch den Humor wahren zu können, müßte man ein Aristophanes sein, dem ich mich gewiß nicht gleichstellen darf. Mir fehlt dazu nicht nur das Talent, sondern auch der philosophische Gleichmut.

Unsere Vorfahren sind am 21. Nissan von dem Ertrinken im Roten Meere durch ein Wunder gerettet worden*). Wer rettet uns aber von der Gefahr des Ertrinkens in einem Meer von Phrase, Heuchelei, Firlefanz und Geschäftsidealismus? Wenn wir in diesem Meere ertrinken sollten, wahrlich, es wäre besser gewesen, vor Jahrtausenden in den Fluten des Roten Meeres den Untergang zu finden. Das wäre wenigstens ein reinlicher Tod!

Berlin, den 20. Nissan 5656. Dr. S. Bernfeld.

Wochen-Chronik.

Berlin, den 4. April.

— **Der jüdische Referendar.** Neben dem jüdischen Assessor, der nicht Richter werden, soll jetzt der jüdische Referendar, der keine Beschäftigung finden kann, für die Emanzipation der Juden in Deutschland Zeugnis ablegen. Denn wie gegnerische Blätter melden, wendet sich ein jüdischer Referendar von einem Oberlandesgerichte an das andere, um als Oberlandesgerichts-Referendarius eine Anstellung zu erhalten. Obgleich an einzelnen Gerichten augenblicklich an Referendaren besonders im Frühjahr und Herbst während der militärischen Uebungen ein großer Mangel ist, kann der Herr keine Stellung finden, und obgleich der Herr eine Sicherstellung von 7500 Mark gestellt hat. Sicherstellung wird bekanntlich nur dann von den Behörden verlangt, wenn die Verhältnisse des Anfordernden keine günstigen sind. Trotz alledem hat der Referendar Friedmann bei den ablehnenden Bescheiden zur Antwort erhalten, daß die „Verhältnisse" es nicht zuließen, ihn anzustellen. In Breslau, Stettin und Posen ist das Gesuch um Anstellung nicht berücksichtigt worden, jetzt hofft der Referendar noch in Hessen eine Zufluchtsstätte zu erreichen. Triumphierend bemerkt der Berichterstatter des neuen Blattes des ehrsamen Dr. Lange: „Soviel steht aber fest, daß der p. Friedmann als ehemaliges Mitglied des akademisch-juristischen Vereins nicht der einzige Vereinsbruder ist, welcher geschnitten wird, auch ein anderer Kommilitone jüdischer Rasse teilt dasselbe Schicksal." — Es wäre tieftraurig, wäre das wahr.

— **Ueber den Lehrerbund,** der unter Aegide des Gemeindebundes gebildet worden ist, besonders über die Delegiertenversammlung, die am 23. und 24. Dezember v. J. hier getagt hat, verlautet jetzt allerhand Unerquickliches. Die Quelle, aus der wir diese Mitteilungen schöpfen, ist allerdings keine ganz reine. Allein wenn wir zu solchen Quellen Zuflucht nehmen, so trifft die Schuld lediglich die Leitung der Delegiertenversammlung, die beschlossen hatte, über das Wohl der jüdischen Lehrer Deutschlands in geheimer Sitzung zu beraten, und demgemäß Vertreter der Presse, auch solche der jüdischen Fachpresse, nicht zuzulassen. In der jüngsten Nummer des Organs des sogenannten „Deutschen Reichsverbandes" schreibt ein Delegierter über die genannte Versammlung u. a. folgendes:

„Der Gang der Verhandlungen hat von vornherein bewiesen, wessen sich die Lehrer von dieser Seite (dem D. J. G. B.) zu versehen haben. Der Gemeindebund hatte eine Vorversammlung auf den 23. Dezember abends berufen. Kurz vorher hatten sich auf Einladung eines Delegierten auch die Lehrer zu einer Vorbesprechung eingefunden, um sich ungezwungen und nicht unter Aufsicht des Gemeindebundes auszusprechen. Die Versammlung wurde durch das Erscheinen und Auftreten eines Herrn von der Lehrabteilung des D.-J. G.-B. gesprengt, der ausdrücklich erklärte, ohne den G.-B. dürften die Herren nicht beraten, der hätte eingeladen werden müssen. Noch mehr! Die Vorversammlung fand statt unter Vorsitz des Gemeindebundsvertreters. Die Versammlung schlug einstimmig zum Präsidenten des Delegiertentages Koll. Blumenfeld-Adelebsen vor. Alle einigten sich auf ihn, als den Würdigsten, auch die Opposition. Aber siehe da, eine neue Ueberraschung! Der Gemeindebund erklärt, er habe bereits einen Präsidenten gewählt — den Syndikus Minden. Die Versammlung blieb bei ihrem Beschlusse. Da zog sich der hohe Bundesrat zur Beratung zurück und erklärte von neuem, — entweder den vom Gemeindebund gewählten oder gar keinen! Selbst Koll. Liepmannsohn-Minden, der sich als treuester Freund des G.-B. bekannte, mußte mit „Bedauern" von dieser Erklärung Akt nehmen. Von einer Unabhängigkeit der Verhandlungen kann unter solchen Umständen weiter keine Rede sein. Dem entsprach auch die Behandlung, welche die opponierenden Redner von den Herren vom Bundesrate erfuhren. Herr Dr. Blaschke warf den Lehrern vor, daß sie vom G.-B. Reisekosten erhalten und den Dank dafür durch Räsonnieren zahlten. Merkwürdige Helfer erwuchsen dem G.-B. gerade in den Lehrern der Lehrabteilung. Während der G.-B. das von allen Vereinen bekämpfte Recht auf Kassen-Revision als aussichtslos preisgab, suchte Herr Dr. Adler dasselbe zu retten und bezeichnete dies als eine Ehrenerklärung für den G.-B. Für die angegriffene Ehre der Lehrer, ihre Kasse nicht selbst, sondern durch einen andern revidieren lassen zu sollen, hatte dieser Herr gar keine Empfindung. Auch eine fabelhafte Unwissenheit in Lehrersachen zeigten diese Herren vom hohen Rate; der eine wollte den Delegierten einreden, daß ein Lehrerverein in Ostpreußen gar nicht existiere, der andere behauptete steif und fest, daß

*) In dem auf den Auszug aus Egypten gedichteten Psalm heißt es bekanntlich: „Das Meer sah es und floh." Rationalistisch-humoristische Erklärer der Gegenwart meinen nun, das Meer habe sich vor einer wäßrigen Festpredigt geflüchtet.

eine staatliche Prüfung in Religionslehre am Berliner Seminar erfolge. Und wie wurden die unsympathischen Anträge der Delegierten behandelt. Sie sind gar nicht zur Abstimmung gelangt. Es genügte schon, daß unter verbindlichem Lächeln der Vorsitzende erklärte, für den G.-B. sei dieser Antrag unannehmbar... So ist denn auch ein Vorstand zustande gekommen, der ganz und gar thun wird, was der Gemeindebund will. Die Regierungsfreunde brachten eine fertige Liste in die Versammlung, zu einer Vorbesprechung hatte man die differierenden Richtungen nicht herangezogen und auch nicht berücksichtigt." — Um nach keiner Seite irgend ein Mißverständnis aufkommen zu lassen, müssen wir uns von vornherein gegen eine etwaige Unterstellung verwahren, als wollten wir mit dem sogenannten „Reichsverband" gemeinsame Sache machen. Nachdem wir erkannt hatten, daß die treibende Kraft in diesem Verbande eine Komposition ist aus Charlatanerie und Utopie, geeignet, die ärmsten der armen Kultusbeamten um sauer erworbene Notpfennige zu bringen, haben wir nicht aufgehört, vor dem famosen Verbande zu warnen. Wir wiederholen auch heute diese Warnung, und raten den anderthalb Dutzend naiven Mitgliedern, für die 6 Mark, die sie an Jahresbeitrag zahlen, lieber Augenwasser zu kaufen und dieses fleißig zu benutzen, damit sie in Zukunft besser *sehen* können. Allein rechnet man an den oben citierten Zeilen ab, was übertriebene Empfindlichkeit, verletzte Eitelkeit und die unglaubliche Erwartung, die Lehrervereine oder doch viele Lehrer würden bei einem Scheitern der Berliner Gründung dem — „Reichsverbande" beitreten, dem Schreiber in die Feder diktiert haben, so bleibt noch immer ein Erkleckliches, das dem Lehrer- und Bundesfreunde zu denken giebt. Man wird in den Reihen des Gemeindebundes nicht umhin können, auf diesen Angriff zu erwidern. Das bequeme Sich-nicht-zu-erkennen-geben wäre jetzt übel angebracht, *denn diese Zeilen werden von allen jüdischen Lehrern Deutschlands gelesen.* Hier nützt also kein Mundspitzen, es muß gepfiffen sein.

— **Non olet!** Wir lesen in der „Freis. Ztg." vom 24. März: Das Verkaufen gefällt selbst in jenen christlich-agrarischen Kreisen, welche sonst mit den Worten: Kauft nicht bei Juden! aufzuhetzen bestrebt sind. So findet sich in der „Oberschl. Grenzztg." folgendes, in fettestem Druck gesetztes Inserat: כשר על פסח „Den verehrten jüdischen Herrschaften von Beuthen und Umgegend zur gefälligen Nachricht, daß wir zu den diesjährigen Oster-Feiertagen unter Aufsicht des hiesigen Rabbinats Milch und Butter in unserem Ladengeschäft, Tarnowitzerstraße Nr. 11, vom 25. d. Mts. ab zum Verkauf bringen werden. Gräfl. Molkerei Roßberg."

— **Präsident Faure** weilte dieser Tage in Nizza, wo das Fest der hundertjährigen Zugehörigkeit dieser Stadt zu Frankreich gefeiert wurde. Die Juden hatten noch ganz besonders Veranlassung, diesen Tag festlich zu begehen, denn ihnen hatte der Anschluß Nizzas an Frankreich die lange vermißte Gleichberechtigung gebracht. Und sie feierten diesen Tag in angemessener Weise, obwohl auch im Frankreich der dritten Republik das Vorurteil gegen Juden und Judentum sich mit Macht geltend macht. Das Konsistorium, an seiner Spitze der Rabbiner der Gemeinde, Herr Meiß, begab sich in corpore zu dem Präsidenten, und der Rabbiner richtete an Herrn Faure eine Ansprache, die in der französischen Presse lauten Widerhall gefunden. „Im Namen eines Veteranen von 93 — so sprach der Rabbiner — der seit mehr denn einem Jahrhundert mit lebhafter Teilnahme die Geschicke unseres teuren Vaterlandes verfolgt, der den vaterländischen Erfolgen zujubelt und die vaterländischen Niederlagen beweint — im Namen der alten jüdischen Gemeinde Nizza, in deren düstere Ghettogassen durch Frankreich das Licht der moralischen und materiellen Emanzipation gelangte, kommen wir, Herr Präsident, das jüdische Konsistorium und ich, um Ihnen unsere ehrfurchtsvolle Huldigung und die Versicherung unserer lebendigen Anhänglichkeit an die Republik auszudrücken. Wenn wir so und mit legitimer Begeisterung dem patriotischen Gefühle Ausdruck geben, welches uns erfüllt, so folgen wir damit dem Beispiel unserer stets regierungstreuen Ahnen, von welchen unsere Weisen in ihrer ungekünstelten und poetischen Sprache erzählen; so folgen wir damit der Tradition unserer Vorfahren, in deren Fußtapfen zu treten unser glühendster Wunsch ist. Ich, der ich die Ehre habe, hier zu sprechen, ich habe in meinem zartesten Kindesalter es gelernt, daß der französische Jude, im Einklang mit den Beschlüssen des jüdischen Pariser Sanhedrin Frankreich bis an seinen Tod unerschütterlich zu lieben hat. Darum sind auch wir heute zu dem schönen Feste zusammengekommen, das unsere berühmte Stadt heute feiert; unsere Festesfreude ist nicht aufrichtiger, aber inniger und kindlicher als die unserer andersgläubigen Brüder. Möge der Herr Seine Wohlthaten über Sie, Herr Präsident, ausbreiten, der Sie so würdig den nationalen Geist Frankreichs repräsentieren, der Sie von dem hohen Posten, wohin Sie die Vorsehung berufen, bis hinab in die niedrigsten Kreise das Beispiel ausgezeichneter Tugend geben, wie diese dem Wesen der Religion entspricht, damit die große menschliche Gesellschaft glücklich und erfolgreich sei, und ihre Kinder stets zusammen wirken in gleicher Vaterlandsliebe, in gleicher Brüderlichkeit und gleicher Liebe." — Die Rede hat auf den Präsidenten einen tiefen Eindruck gemacht und sehr bewegt erwiderte er: „Herr Rabbiner! Ich danke Ihnen im Namen der Republik für Ihre edlen Worte. Die Möglichkeit, daß ich unter den verschieden glaubenden Kindern Frankreichs auch nur den allergeringsten Unterschied mache, muß für einen Mann, wie Sie, beleidigend sein. Sie verstehen es, dem patriotischen Gefühle in wahrhaft erhebender Weise Ausdruck zu geben. Als ein kostbares Andenken an meinen Aufenthalt in Nizza nehme ich den Segen, den Sie, Herr Rabbiner, mir und meiner Familie zu erteilen die Güte gehabt haben."

— **Dr. Berschadski.** Die Juden in Rußland haben einen ihrer wärmsten Verehrer verloren durch den Tod des Dr. Sergius Alexandrowitsch Berschadski, Professor an der Kaiserl. Universität und am Lyceum in Petersburg. Der Verstorbene hatte nicht einen einzigen Tropfen jüdischen Bluts in seinen Adern, denn er stammte aus einer Familie orthodoxer Priester, aber er widmete den größten Teil seiner kurzen Lebenslaufbahn den Interessen der Juden und besonders Untersuchungen über ihre Geschichte in Rußland, Polen und Litthauen. Sein Werk „Die litthauischen Juden" (1883) wird in litterarischen Kreisen als klassisch geschätzt. Nicht weniger wertvoll sind seine „Materialien für die Geschichte der Juden in Litthauen"

(Petersburg, 1892, zwei Bände) und seine zahlreichen Monographien über die Geschichte der Juden, die Juden in Polen und Saul Wahl. Fast alle seine Werke erschienen ursprünglich in den litterarischen Beilagen des russisch-jüdischen Blattes „Woschod", dessen Januar-Nummer die erste einer Reihe, leider unvollendeter Skizzen über „die frühesten Jeschiboth in Alt-Polen" enthält. In Anerkennung seiner verdienstlichen Leistungen, wählte ihn die Gesellschaft für die Förderung von Kultur unter den russischen Juden zum Ehrenmitgliede. Diese Gesellschaft hielt einen Trauergottesdienst für Professor Berschadski in der großen Synagoge in Petersburg und beabsichtigt zur Erinnerung an den heimgegangenen Gelehrten ein bedeutendes Stipendium für arme Studenten zu gründen.

— **Die russischen Juden** haben nirgends energischere Verteidiger als in der Mitte derer, die sie „ausgesogen" haben sollen — in der Mitte des Bauernstandes. Wie die Leser sich erinnern werden, haben im vorigen Jahre einige Bauerngemeinden aus dem Gouvernement Kischinew dem Ministerium des Innern eine Denkschrift überreichen lassen, in welcher sie um die Zulassung von Juden zum ständigen oder zeitweiligen Aufenthalte in den Dörfern baten. Diese Bitte hatte Erfolg. Das Ministerium des Innern übermittelte die Denkschrift dem Dirigierenden Senate, und dieser verfügte, daß den Juden der Aufenthalt in den Dörfern und Marktflecken Bessarabiens wieder gestattet werde. — Von einer weiteren Kundgebung ähnlicher Art weiß der „Woschod" zu berichten. In Beresna versammelten sich die Bauern, um den auf einer Inspektionsreise begriffenen Bezirksvorstand zu begrüßen, und riefen, als sie seiner ansichtig wurden, wie Ein Mann: „Herr, erlaube, daß die Juden wieder zu uns fahren dürfen; sie kaufen uns unser Getreide um gute Preise ab, während wir, seitdem sie ausgewiesen wurden, unser Getreide an die orthodoxen Ausbeuter fast umsonst verkaufen müssen." Dabei zeigten die Bauern auf die in ihrer Mitte stehenden Getreidespekulanten. Die Forderung der Bauerngemeinden überhaupt nach Rückberufung der ausgewiesenen Juden bewog indessen die Vertreter der Stände, einen Kongreß einzuberufen, auf welchem die wirtschaftliche Lage des Landvolkes besprochen und die Mittel zur Hebung des ökonomischen Wohlstandes in den Dörfern ausfindig gemacht werden sollten. Dieser Kongreß fand in Lochwitz (Gouv. Poltawa) statt, und die von demselben gefaßte Resolution wirft ein helles Licht auf die Verlogenheit und Fälschungskunst unserer Judenfeinde. Denn die Resolution, die übrigens dem Ackerbauminister übersandt worden ist, lautet: „Die Lage der Juden ist eine anormale. Alle redlichen Wege zur Erlangung eines Erwerbes werden ihnen verschlossen. Unter anderen Verhältnissen aber könnte die orthodoxe Bevölkerung die den Juden von der Natur verliehenen Fähigkeiten vorteilhaft ausnützen. Die Heranziehung der jüdischen Bevölkerung zur gleichberechtigten Teilnahme an dem ökonomischen Leben des Reiches würde auf den Wohlstand der Gesamtbevölkerung einen günstigen Einfluß üben, denn die Juden weisen die glückliche Vereinigung von Arbeitsamkeit, Ehrlichkeit und Unternehmungslust auf, welche Eigenschaften gegenwärtig zum Bedauern aller dem ökonomischen Leben des Reiches entzogen werden. Der Kongreß erachtet es deshalb für seine patriotische Pflicht, die gleichberechtigte Teilnahme der Juden am ökonomischen Leben des Reiches wärmstens zu befürworten." Die Manifestation des Kongresses gewinnt noch an Bedeutung, wenn man in Erwägung zieht, daß es sich hier um jüdische Händler handelt, gegen welche die Judenfeinde ihre giftigsten Pfeile richten. Man kann daraus wohl ersehen, wie das Volk erst über die jüdischen Handwerker denkt, die im Schweiße ihres Angesichtes ihr kärgliches Brot verdienen und deren Zahl 40 Prozent der gesamten jüdischen Bevölkerung Rußlands ausmacht.

— **Die Juden in Barka.** So nah und doch so unbekannt sind uns Lage und Beschaffenheit eines Ländchens, welches, an den Thoren Europas gelegen, ein kümmerliches Dasein führt. Wir meinen jenes unter türkischer Oberhoheit stehende Gebiet, welches heut Barka genannt wird, im Altertum den Namen „Cyremaika" führte. Ehedem bis Anfang der 30er Jahre unseres Jahrhunderts mit Tripolis unter der Herrschaft einheimischer Fürsten, gelangte dieses Ländchen zufolge innerer Zerwürfnisse unter die Oberhoheit der Pforte. Wer Gelegenheit gehabt hat die Küstengegenden des nördlichen Afrika kennen zu lernen, wird augenfällig auf die kolossale Differenz hingewiesen, die beispielsweise in den Verhältnissen zwischen Tunis und Tripolis herrschte. Weit schlimmer noch sieht es in Barka aus, welches ohne Verkehr und Beziehungen zur Außenwelt jämmerlich dahinsiecht. Türkische Ohnmacht in drastischer Gestalt hat hier einen Wirrwar und eine Oede der Verhältnisse erzeugt, wie nirgends sonst. Unsere Glaubensgenossen, schwach an Zahl, durch Armut gedrückt, seufzen unter der Willkür der Beduinen. In der Hauptstadt des Landes, Baghazi, wo einige Europäer, zumeist Italiener, eine moralische Kontrolle führen, wagen es die arabischen Horden nicht in dem Maße, wie in den abgelegenen Ortschaften, ihrer Willkür die Zügel schießen zu lassen. In Tokia, Mery und Dernah, kleinen, unbedeutenden Plätzen, ist die jüdische Bewohnerschaft rechtlos und befindet sich in äußerst gedrückter Lage. Die Ohnmacht des türkischen Gouvernements ist bei größtem Wohlwollen nicht in der Lage hier helfend einzugreifen, berechtigten Wünschen ihrer Unterthanen Rechnung zu tragen. Es läßt sich denken, daß in solchen Verhältnissen, ohne Fürsorge für Leib und Seele aufgewachsene Generationen der Gefahr entgegengehen, gänzlich zu verkommen. So erzählt ein Kenner des Landes, der Italiener Camperio, daß im Innern des Gouvernements, ich glaube in der Gegend von Slonta, viele Juden in Höhlen wohnen, und, wie erklärlich, den Heerden besitzenden und in leiblicher Wohlhabenheit sich befindenden Beduinen gegenüber eine sehr unwürdige Rolle spielen. Es fehlt die Kenntnis unserer erhabenen Religionsvorschriften, welche unseren Stammesgenossen stets einen Trost und Halt bot; natürlich fehlt es auch gänzlich an Schulen, welche nach unseren Begriffen das Dürftigste der Jugend lehren würde. — Handel und Verkehr liegt hier zumeist in den Händen europäischer Kolonisten, während einige Juden sich nur auf die Vermittlerrolle beschränken. Ein düsteres Bild fürwahr rollt sich hier vor unseren Augen auf, und es ist unsere Pflicht, in engster Beziehung des Wortes helfend einzugreifen. Die Lage unserer Glaubensgenossen in Marokko ist nicht schlimmer als hier.

Es bieten sich uns die verschiedensten Mittel und Wege Hand ans Werk zu legen. Die allgemeine Fruchtbarkeit des

cyrenensischen Bodens kommt der Thätigkeit des Menschen sehr entgegen, er ladet, wie selten nur, zum Ackerbau und zur Viehzucht ein, auch die Anlagen von Plantagen, beispielsweise solche von Oelbäumen, wären hier leicht durchzuführen und erweisen sich weit dankbarer als in Palästina.

Eugen Doctor.

Feuilleton.

Der religiöse Fortschritt.

(Eine Ansprache an Israels Jugend.)

Von Zadoc Cahn, Groß-Rabbiner von Frankreich.

„Den Weisen führt der Weg des Lebens zur geistigen Höhe." (Sprüche 15, 24.)

Eine schöne talmudische Sage erzählt, daß in jener Zeit, als Gott Israel zu erwählen beschlossen, er von unseren Vorfahren Bürgschaft dafür verlangt habe, daß sie der geoffenbarten Lehre für ewige Zeiten treu und ergeben bleiben würden. „Die heiligen Erzväter werden für uns bürgen," versicherten unsere Vorfahren, „sie, die ihr ganzes Leben, ihr ganzes Sein der Verbreitung dieser erhabenen Ideen gewidmet, die stets in der Erfüllung ihrer übernommenen Pflichten gelebt haben." „Nein," erwiderte der Schöpfer, „ich kann diese Männer als Bürgen nicht annehmen, da sie trotz ihrer Ergebenheit und Frömmigkeit auch ihre Schwächen und Fehler hatten." — „Nun, so sollen die Propheten für uns bürgen — jene heiligen Männer, die Du, o Gott, dereinst erleuchten wirst und welche in ihrem Eifer für die göttliche Lehre flammende und zündende Worte finden werden, um uns, wenn nötig, zu ermahnen und zu belehren." — „Auch diese Bürgen genügen mir nicht," sprach der Schöpfer, „denn auch die Propheten werden sich nicht immer bewähren und ihrer Mission stets eingedenk bleiben." — „So bringen wir Dir unsere Kinder," sprachen unsere Ahnen, „sie, in ihrer kindlichen Unschuld, bürgen Dir, daß wir Deiner Lehre für ewige Zeiten treu und anhänglich bleiben." Diese Bürgschaft habe nun Gott angenommen, erzählt jene talmudische Sage, und offenbarte darauf die Zehn Gebote, die der Menschheit neue Bahnen der Sittlichkeit eröffneten, sie in der Erkenntnis der menschlichen Rechte und Pflichten belehrten. Das feierliche Versprechen, das unsere Vorfahren am Sinai gaben, wurde später auf ihre Nachkommen vererbt, von diesen wiederum auf die kommenden Generationen. „Es bestätigte sich das Zeugnis in Jakob und die Lehre blieb in Israel, die Gott unseren Vorfahren gab, um sie ihren Kindern zu verkünden" (Psalm 78, 5).

In wenigen Wochen feiern wir das Fest der Offenbarung. Die Zehn Gebote haben für uns in unseren Gebetstätten dieselbe Bedeutung, dieselbe Wichtigkeit, wie einst für unsere Vorfahren in der Wüste. Das Bündnis, das Gott damals mit unserm Volke geschlossen, erneuern wir alljährlich in unserer Erinnerung. Und bei dieser Gelegenheit dürfen wir wohl die Frage aufwerfen, ob wir vor Gott erscheinen und sagen dürfen: „Wir haben, o Gott, das Gelöbnis gehalten, das unsere Vorfahren vor mehr als drei Jahrtausenden ausgesprochen; ebenso wie unsere Eltern auf uns die heilige Lehre unvermindert vererbt haben, so ist es unser innigster Wunsch, sie auch ungeschmälert auf unsere Nachkommen zu vererben. Da sind sie, unsere geliebten Kinder, sie sind vom Bewußtsein der Pflicht durchdrungen, die sie gegen Dich, unsern Schöpfer, haben. So weit es in unserer Kraft war, haben wir dafür Sorge getragen, sie in der Lehre und dem Glauben zu unterweisen, die Du unsern Ahnen auf Sinai geoffenbaret hast. Wir dürfen sagen, daß wir das Versprechen, das unsere Vorfahren in unserm Namen gegeben, getreulich gehalten haben."

Und wenn dem so wäre, wenn die Eltern Israels dies mit gutem Gewissen von sich sagen dürften, nun, da müssen wir an euch, ihr Jünglinge und Jungfrauen Israels, die Frage richten: Ist es euer Entschluß, euer fester Wille, in den Wegen zu wandeln, die euch eure Väter gelehrt haben? Wollt ihr die ehrwürdigen Ueberlieferungen Israels in Pietät und Ehrfurcht fortsetzen, die geschichtlichen Ueberlieferungen, achten, die unsere Vergangenheit mit der Gegenwart und diese mit der Zukunft verknüpfen? Seid ihr fest entschlossen, unsere heilige Lehre mit allen materiellen und moralischen Kräften zu verteidigen? Wollt ihr euch in eurem Lebenswandel und in all eurem Thun des Namens würdig machen, den ihr führet? Die Jugend Israels müßte von dem Gefühl, von dem Bewußtsein durchdrungen sein, daß auf einem jeden von uns eine sehr große Verantwortung ruht; in eurem Namen, ihr Jünglinge und Jungfrauen Israels, ist ein Gelöbnis abgegeben, zwischen Gott und unserm Stamme ein Vertrag abgeschlossen worden für ewige Zeiten; mit euch beginnt die Geschichte Israels, ihr bürgt für die Zukunft und für den Fortbestand des Judentums. Möge sich die jüdische Jugend dessen stets bewußt bleiben, daß sie für die Ehre ihrer Eltern bürgt, indem sie für den Fortbestand unsres heiligen Glaubens Sorge trägt und begeistert eintritt.

Diese Pflicht, die Lehre Israels ungeschmälert den künftigen Geschlechtern zu erhalten, liegt uns allen ohne Unterschied ob. Meine Pflicht ist es außerdem, die Jugend zu belehren, sie auf die erhabene Mission aufmerksam zu machen, die Israel freiwillig in einem Moment der Begeisterung und des sittlichen Aufschwunges übernommen hat. Gewiß ist dies eine ebenso schwere wie heilige Aufgabe: das Reich der religiösen und moralischen Begriffe ist sehr groß und ausgedehnt; die Pflichten, die ich euch in Erinnerung zu rufen habe, die unvergänglichen Wahrheiten unseres Glaubens, über die ich euch belehren will, sind zahlreich und unermeßlich. Aber ich will es dennoch versuchen; mögen meine Worte auf einen fruchtbaren Boden fallen.

* * *

Wenn ein Heerführer seine Mitkämpfer und Mitstreiter am Vorabend eines verhängnisschweren Kampfes mustert, so so teilt er in einem solchen feierlichen Moment das Losungswort aus, das im Kampf für das Vaterland und für die soldatische Ehre begeisternd und entflammend wirken soll. Ebenso machte es einst der israelitische Held Gideon, als er mit einer kleinen Schar den Entscheidungskampf gegen einen mächtigen und zahlreichen Feind aufnahm; in dem Augenblicke, in dem er sich dazu anschickte, gab er das Losungswort aus: „Für Gott und für Gideon!" Auch ihr, meine jungen Freunde, tretet bald in den Kampf des Lebens, ihr werdet bald eure Kräfte messen müssen mit den verschiedenartigen Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten des Lebens, mit unzähligen

Hindernissen und Feindseligkeiten, bis es euch gelingen wird, das Gute zu erobern, jenes Gute, das allein als ein würdiges Ziel eures Kampfes gelten darf; ich meine die religiösen und moralischen Wahrheiten, die wahre Tugend, das Ideal des sittlich vollkommenen Menschen. Ich möchte daher euch, ihr jungen Streiter für die Ehre und die Zukunft Israels, ein Losungswort geben, das euch in eurem Kampf für das Edle und Gute stets begleiten mag: der religiöse Fortschritt! Das Wort Fortschritt ist euch gewiß nicht fremd, ihr hört es so oft im Alltagsleben; es töne in euren Ohren in allen euren Anstrengungen und Unternehmungen, mit denen ihr euren Eltern und Familienangehörigen Freude machen wollt. Jawohl, der Fortschritt ist dasjenige, das dem Knaben wie dem Mädchen, dem Jüngling wie der Jungfrau, dem herangereiften Manne wie der fürsorglichen Frau als das Ideal aller Thätigkeit vorschwebt. Wir sind ja durch die Güte des allreichen Schöpfers als vernunftbegabte Wesen geboren, um in all unserm Thun den Fortschritt anzustreben, um Stufe für Stufe die Leiter der sittlichen Vervollkommnung, der Tugend und der Erkenntnis zu ersteigen, bis wir, soweit dies dem Menschen gegeben ist, die göttliche Natur erkennen, wie sie sich erhaben in allen Schöpfungen offenbart. „Den Weisen führt der Weg des Lebens zur geistigen Höhe."

Der Fortschritt ist eigentlich das wesentliche Merkmal der menschlichen Natur; er bezeichnet den Vorzug des Menschen dem Tiere gegenüber. Denn nur der Mensch ist des Fortschrittes fähig, nur er kann auf seine körperliche und sittliche Vervollkommnung bedacht sein, während das Tier dessen weder fähig ist noch dazu auch gewillt ist. Das Tier lebt heute wie es gestern, wie es vor Jahren, von Uranfang gelebt hat. Im tierischen Leben ist eben kein Fortschritt, keine Vervollkommnung zu finden, wie es bei dem Menschengeschlecht im Laufe der Jahrhunderte der Fall war. Man kann höchstens aussprechen, daß die erfindungsreiche Natur des Menschen, die im Laufe der Jahrhunderte mächtig fortschreitende Erforschung der Naturkräfte, es vielleicht dereinst dahin führen wird, den Menschen zu befähigen, die Tiere, welche sich in seinem Machtbereich befinden, in ihren Gewohnheiten und auch in ihren Anlagen umzumodeln. Hingegen lebt das Tier, wenn im Naturzustande und sich selbst überlassen, immer in seinen natürlichen Trieben und seinen natürlichen Fähigkeiten. Die Biene baut ihre Honigzelle stets so, wie sie es seit Menschengedenken gethan, ebenso wie der Vogel ohne jede architektonische Aenderung sein Nest herstellt. Die Tierwelt hat keine Geschichte, da eine solche nur in der Ueberlieferung eines einheitlichen und zusammenhängenden Entwickelungsganges zu finden ist, wie sie blos das Menschengeschlecht aufzuweisen hat. Nur die Menschheit kennt den Fortschritt, wie es auch jedem einzelnen Menschen gegeben ist, von einer moralischen Errungenschaft zur andern, von einem sittlichen Sieg zum andern zu schreiten.

Dank dieser wunderbaren Fähigkeit des Menschen, bietet dieser im Zustande der Kindheit sowohl für die liebenden und fürsorglichen Eltern als auch für jeden Beobachter einen anziehenden Gegenstand der Betrachtung. Dies zu sehen hat wohl jedermann Gelegenheit, nämlich zu beobachten, wie der Entwickelungsprozeß des Menschen sowohl in seinen körperlichen als auch in seinen geistigen Kräften vor sich geht. Das erste kindliche Dasein ist eigentlich nur ein Schlaf, von Schreien und Weinen, durch welche es seine körperlichen Bedürfnisse instinktartig kundgiebt, unterbrochen; aber nach und nach nimmt das Gesichtchen der Kinder einen individuellen Ausdruck an; es beginnen die schwachen Anfänge der Vernunftthätigkeit. Das kleine Mündchen lächelt so entzückend und die schwachen Aermchen greifen dorthin, wo das Kind Liebe zu finden hofft. Später treten die Geisteskräfte mehr und deutlicher hervor; der heranwachsende Knabe und das heranwachsende Mädchen zeigen bereits geistige Individualität, man findet schon die Merkmale der heranreifenden Persönlichkeit, bei genauer Beobachtung läßt sich die eigentliche Charakteranlage des künftigen Mannes, der künftigen Frau erkennen. Wäre dem nicht so, würden sich die Charaktereigenschaften eines jeden Menschen bei allen gleichartig und schon in der Kindheit als unabänderlich zeigen, so könnte von Erziehung keine Rede sein, die Menschheit würde ohne Fortschritt und ohne Fortbildung bleiben, sie wäre zu einer ewigen Kindheit verurteilt.

Nun denn, es heißt jetzt, sich jener Fähigkeit zu bedienen, sie zum Guten und Edlen anzuwenden. Die Wissenschaften haben in der letzten Zeit große Fortschritte gemacht, und obwohl die Menschheit seit Jahrhunderten denkt und ihre Denkkraft an den erhabensten Problemen des Wissens und des Erkennens übt, ist dennoch der Schatz der Erkenntnis noch bei weitem nicht erschlossen. Die Wissenschaft steht aber unserem Glauben gewiß nicht feindlich gegenüber; im Gegenteil, jede Wahrheit, die sich unserm Geiste offenbart, nähert uns mehr Gott, dem weisen Schöpfer des Alls. Es liegt ein tiefer Sinn in dem Ausspruch unserer Weisen: So wichtig und hochbedeutend ist die Erkenntnis für den Juden, daß sie in der Schrift den zwei Gottesnamen beigelegt wird; „der Ewige ist ein Gott der Erkenntnis", heißt es in der Bibel. Allein den ersten Rang unter allem Wissen nimmt bei uns mit Recht die Erkenntnis Gottes ein, das heißt, die Erkenntnis der religiösen und moralischen Begriffe, die Erkenntnis, welche uns mit den höchsten Ideen, mit den sie das Leben unentbehrlicher Tugenden und Lehren vertraut macht. Das ist der religiöse Fortschritt, dem wir zustreben müssen. Das Judentum begnügt sich nicht mit der Theorie, mit dem Wissen: es verlangt vielmehr Thaten und praktische Verwirklichung der guten Gedanken. „Nicht das Erkennen, sondern das Thun sei die Hauptsache", lehrt ein weiser Spruch unserer Lehrer. Es genügt nicht, die Wahrheit zu erfassen und seine Pflichten zu erkennen; das Judentum verlangt vielmehr, daß wir uns nach der erlangten Erkenntnis in allen Schritten des Lebens richten sollen. Darin liegt eben der Wert des religiösen Fortschrittes; er bedeutet, viele natürliche, mangelhafte Triebe besiegen, viele ungünstige Charakteranlagen beseitigen und eine strenge Selbsterziehung uns selbst angedeihen zu lassen, uns in der Tugend praktisch zu üben, in den moralischen Fähigkeiten nach dem ersten Preis zu streben. Jeder Sieg, den wir über das Böse davontragen, bedeutet einen großen Fortschritt, da das Gute fortwährend Gutes erzeugt. „Der Lohn einer guten That ist — eine andere gute That," lautet ein schöner Spruch unserer Weisen.

Das Judentum lehrt uns die sittliche Vervollkommnung des Menschen; es liegt in diesem Gedanken eine glühende Liebe zum Menschengeschlecht, ein begeisterter Glaube an

die Zukunft der Menschheit. Aber das Judentum überläßt den einzelnen Menschen nicht dem Zufall, sondern stellt ihm ein Ziel vor Augen, welches zu erreichen er bestrebt sein muß. Gott selbst in seinen heiligen Eigenschaften, wie sie von unserm Glauben gelehrt werden, ist das Ziel, zu dem der Jude hinaufblicken soll. „Heilig sollt ihr sein, denn heilig bin ich, euer Gott," lehrt das geoffenbarte Gesetz. Das Judentum zeigt somit großes Vertrauen zu den moralischen Fähigkeiten des Menschen. Mag ja sein, daß das Ziel, welches unsere Religion dem Menschen steckt, ein sehr erhabenes ist; aber für den sittlichen Fortschritt ist es sehr heilsam, wenn der Mensch zum Edelsten, zum Höchsten strebt. Dies Streben ist das Grundwesen edler Naturen, die unentbehrliche Bedingung für ein würdiges Dasein. Das wahre Genie, sagt man, ist stets unbefriedigt, denn während die andern die Früchte des Genies bewundern, fühlt dieses selbst seine Mängel und Unzulänglichkeit. Das Genie strebt noch höher, als es jederzeit zu erreichen imstande ist. Dasselbe ist es auch mit der Moral, mit der sittlichen Vollkommenheit; je edler und sittlicher der Mensch ist, desto bescheidener und demütiger steht er vor Gott, in dem Bewußtsein, daß er noch viel an sich zu arbeiten hat, um jene geistige Höhe zu erreichen, welche das Judentum als das höchste Ziel unseres Strebens nach sittlicher Freiheit hinstellt.

Der sittlich-religiöse Fortschritt kann aber nur durch einen festen Willen, durch Anstrengungen und strenge Selbstzucht erzielt werden. Der Schöpfer hat es nicht gewollt, daß das Gute leicht und mühelos erreichbar sein solle; der menschlichen Fähigkeit ist es aber gegeben, bei ernstem Willen nach den höchsten sittlichen Idealen streben zu dürfen. Nur muß damit rechtzeitig begonnen werden, eben in dem Alter, in dem wir der Erziehung noch fähig sind. Es ist dies der beneidenswerte Vorzug der Jugend, der Begeisterung für das Edle und Gute fähig zu sein; diese Begeisterung muß aber rechtzeitig wachgerufen werden, diese göttliche Flamme muß frühzeitig im Herzen der Jugend leuchten; in diesem Alter, in dem das menschliche Gemüt für den edlen Aufschwung noch empfänglich und aufnahmefähig ist, muß die Lehre des Judentums in den Herzen tief eingeprägt werden, auf daß sie sich festwurzle und später herrliche Früchte trage; auf daß der religiöse Fortschritt mächtig gefördert werde.

Die Zukunft beruht auf der Jugend. Sie ist unserem Gotte gleichsam verpfändet für den Fortbestand des Judentums. Solange wir unsere Pflicht bei der religiösen Erziehung der Jugend erfüllen, ist die Fortdauer der Gotteslehre gesichert. Auch da ist ein fester Wille vonnöten, ein fester Wille sowohl für die Jugend, als auch für die Eltern, welche sich diese heilige Pflicht stets vor Augen halten müssen. Wenn wir unsere Vorfahren ehren wollen, so müssen wir vor allem dafür Sorge tragen, daß wir das von ihnen verpfändete Wort einlösen; die Jugend muß auch ferner die Bürgschaft für den Fortbestand des Judentums sein!

Das jüdische Bürgertum – eine sehr alte Institution.

Als Nebukadnezar, König von Babel, zwölf Jahre vor der Zerstörung Jerusalems dahin gekommen, den König Hechenjah entthront und mit ihm 10,000 der angesehensten Männer Israels nach Babel geführt hatte, diese aber nach einiger Zeit nicht recht wußten, wie sie sich zu benehmen und als was sie sich anzusehen hätten, sich auch von der in Jerusalem herrschenden egyptischen Partei, welche sich von der chaldäischen Oberherrschaft mit Hilfe Egyptens frei zu machen trachtete, mit trügerischen Hoffnungen verblenden ließen, richtete Jirmijahu ein Sendschreiben an die nach Babel Weggeführten, das uns im 29. Kapitel des Buches dieses großen, charaktervollen Propheten erhalten geblieben. Dieses Sendschreiben beginnt: „Im Namen des Ewigen, des Gottes der Heerscharen, bauet Häuser und wohnet darin, pflanzet Gärten und verzehret ihre Frucht, verheiratet eure Kinder und mehret euch daselbst, daß ihr nicht vermindert werdet, und suchet eifrig das Wohl des Staates, dahin ich euch führen ließ, betet für ihn zum Ewigen, denn in seinem Wohle wird auch euer Wohl sein!"

Dies war gleichsam das Abschiedswort des göttlichen Geistes und für die aus dem h. Lande der Väter scheidenden Israeliten die Mitgabe auf die große Wanderung, welche Israel damals durch alle Länder und Völker antrat, die Richtschnur, nach welcher sie inmitten der Nation leben, sich bewegen und bethätigen sollten. Nein, rief ihnen der Prophet zu, ihr sollt euch nicht da, wohin ich euch führen ließ, als Fremdlinge, als euren Pflichten, eurem Streben und eurer Sehnsucht nach einem fremden Lande Angehörige, sondern als Bürger des Staates, Glieder des Volkes, Söhne des Vaterlands fühlen und ansehen. Ihr sollet euch dort heimisch machen, ein bürgerliches Gewerbe betreiben, also mit eurer ganzen bürgerlichen und Familienexistenz dort wurzeln; noch mehr: ihr sollet aufs eifrigste streben, das Wohl des Staates mit allen Kräften zu befördern, noch mehr: die innersten Gefühle eures Herzens sollen dem Vaterland anhangen, daß ihr „zum Ewigen betet" für das Heil desselben — „beten" heißt aber dem Propheten jenes hohe, weihevolle Zwiegespräch unserer Seele mit dem Vater im Himmel, darin sich alles vor ihm ausschüttet, was in den Tiefen unseres Herzens verborgen liegt!

Und dieses Wort des Propheten, welches schon beim Beginn der Zerstreuung aus dem h. Lande so entscheidend für die Stellung der Juden unter den Völkern ward, wurde dann auch aller Zeit von den Söhnen Israels bethätigt. Schon unter demselben Nebukadnezar, der Zion gestürmt und den Tempel verbrannt, wurden Daniel, Sadrach, Medrach und Abednego, zu jenen ersten Weggeführten gehörend, königliche Statthalter und leisteten die wichtigsten Dienste. In Egypten unter den Ptolomäern dienten Tausende von Juden in den egyptischen Heeren, standen mehrere Male Juden als Feldherren an der Spitze jener, verteidigten das Vaterland und unterwarfen seine Gegner. In Rom — selbstverständlich im heidnischen, denn nur dieses war duldsam und nicht verfolgungssüchtig — erhielten die Juden, nachdem sich erst der aus jüdischen Freiheitskriegen und den Aufständen der nach Freiheit dürstenden entsprungene Haß gelegt hatte, das römische Bürgerrecht, und erlangten so viel Einfluß und Ansehen, daß mehrere römische Schriftsteller sich darüber beklagen. In Spanien, bevor Ferdinand der Katholische 300,000 Juden aus ihrem geliebten Vaterlande um des Glaubens willen vertrieb, gehörten sie sowohl zu den gewerbthätigsten Bürgern, als auch zu den einflußreichsten und angesehensten Männern, und

erst mit ihrer Vertreibung fing Spanien an, so tief zu sinken. Wo war ein Land, in welchem unsere Väter die Verfolgung mit Verrat, den Druck mit Untreue vergalten? Kaum daß sich eine einzige Spur im Kampfe des westgotischen Reiches mit den Mauren davon findet — da galt es aber ein unerträgliches Joch mit achtungsvoller Behandlung und bürgerlicher Freiheit zu vertauschen. Ueberall, wo ihnen nur ein wenig freier Spielraum gewährt wurde, rechneten sie es sich zur Ehre und zur religiösen Pflicht, dem Vaterlande mit Aufopferung zu dienen.

So ist das Bürgertum der Juden kein Erzeugnis der neueren Zeit, sondern die alte prophetische Mitgabe bei dem Scheiden aus Palästina. J. B.

Die Peitsche des Herrn Daniel Itzig.

Eine wahre Begebenheit.

Von M. K.

(Schluß.)

Um zwei Uhr war der Fremde wieder bei Itzig, der ihn seiner Familie in der herzlichsten Weise als seinen Jugendfreund und ersten Geschäftskompagnon vorstellte. Nach Tisch zeigte er ihm sein Haus, worüber der Fremde sich nicht genug wundern konnte. Solche Möbel, solche Kandelaber hatte er noch nie in eines Juden Haus gesehen.

„Wissen Sie was, lieber Samuel, morgen Nachmittag fahre ich mit Ihnen nach meinem Landgut vor dem Schlesischen Thore. Das wird Ihnen gefallen.“

Verabredetermaßen führte Itzig seinen Arnswalder Freund den andern Tag nach der Meierei, welche heute den Namen Luisenhof oder auch Berlins Sanssouci führt.

Diese Meierei war, ehe sie das Eigentum Itzigs wurde — eine gewöhnliche Meierei, aus der der Banquier einen wahrhaft fürstlichen Besitz geschaffen hatte. Wer Eintritt erlangte, war überrascht. Bassins, Statuen, sogar ein kleines Sommer-Theater war da. Auf der einen Seite befand sich ein Bassin für Wassergeflügel, auf der anderen Seite lagen zwei Bassins von weitläufigen Bosquets umgeben, und zu den Ananastreibereien fehlte auch das Gartentheater mit gemauerten Terrassen nicht.

„Was meinen Sie,“ sprach Itzig, plötzlich vor einer Statue stehen bleibend, „was so eine Figur kostet?“

„Lieber Herr Itzig, unsereins versteht davon nichts,“ erwiderte Samuel.

„Da sind fünf Statuen,“ fuhr Itzig fort, „davon kostet jede einzelne fünfhundert Thaler. Das da sind sechs Philosophen, die ich von dem berühmtesten Bildhauer Berlins habe arbeiten lassen, die kosten zwölfhundert Thaler, und diese acht „Kinder“ kommen mir jedes Stück auf zweihundert und fünfzig Thaler. Der König hat sie aber auch nicht schöner. Jetzt will ich Ihnen aber etwas zeigen, das haben Sie gewiß noch nicht gesehen,“ sprach Itzig lächelnd.

„Ei, ei, ein Myrtenbaum! Welche Pracht!“ rief Samuel aus; „damit können Sie ja die ganze „Khille“ mit „Hadassim“ versehen.“

„Ich habe diesen Baum eigens pflanzen lassen, um unserm großen Moses Mendelssohn und meinen Freunden alljährlich „Hadassim“ schicken zu können,“ erwiderte Itzig. „Von dem Weine, der dort an dem Hause emporrankt, erhält unser König und Mendelssohn alljährlich die ersten Trauben. Mosche Dessau wird mich in diesen Tagen besuchen, da sollen Sie ihn kennen lernen, diesen Herrlichen!“

Itzig durchschritt mit dem Freunde den langen Garten. Plötzlich befanden sie sich in der Nähe des Pavillons, wo der Kaffee bereits serviert war.

Samuel war in Gedanken versunken. So sehr er sich auch über die herzliche Aufnahme, welche er bei dem reichen Banquier gefunden hatte, freute, so mußte er sich doch gestehen, daß er nicht nach Berlin gekommen sei, um Herrn Itzigs Besitzungen in Augenschein zu nehmen und seine Kostbarkeiten zu bewundern. Er hoffte eine seinen eigenen Verhältnissen nach große Summe, ganze zweihundert Thaler, zur Ausstattung seiner Tochter von ihm zu erhalten. Wie sollte er aber sein Anliegen vorbringen? Er war nicht gewohnt, die Hilfe anderer in Anspruch zu nehmen, und hatte nicht den Mut, den reichen Mann um ein Almosen anzusprechen.

Endlich faßte er sich ein Herz. Was thut der Mensch nicht eines Kindes willen!

„Ja, Herr Itzig,“ hub er an, „die Wege Gottes sind gar wunderbar. Ihnen hat Gott geholfen; Sie sind ein reicher Mann geworden, während ich mich und meine Familie kümmerlich ernähre und nicht aus den Sorgen herauskomme. Als wir in unseren jungen Jahren unsern Viehhandel trieben, haben Sie auch nicht daran gedacht, noch einst Berliner Vorsteher zu werden.“

„O, lieber Freund,“ erwiderte Itzig, „glauben Sie sicher, daß ich meinem Schöpfer täglich dafür danke. Täglich spreche ich mit unserem Erzvater Jakob: „Ich bin viel zu gering all' der Gnade und Treue, die du, Allgütiger, mir erwiesen hast. Arm bin ich nach Berlin gekommen. Gott hat geholfen! Er verläßt niemand!“

„Denken Sie noch daran, lieber Herr Itzig,“ sprach Samuel lächelnd, „wie wir einmal eine Peitsche verhandelt haben? Wer hätte damals gedacht, daß Sie einst Eigentümer einer fürstlichen Besitzung werden? Sie selbst haben es wohl nie geahnt, sonst hätten Sie gewiß ein solches Versprechen nicht gegeben, wie Sie es thaten, als Sie mir die Peitsche abkauften. Ich muß noch heute darüber lachen.“

„Was? Ein Versprechen?“ rief Itzig betroffen.

„Narretheien! Sie sagten: Was ich einmal über zwanzigtausend Thaler in Vermögen habe, soll Dir gehören — damals dutzten wir uns noch.“

Wie ein Blitz fiel diese Erinnerung auf Itzig. Er wurde leichenblaß und wortkarg, und hatte Mühe, seine innere Unruhe zu verbergen.

Er winkte seinem Kutscher, befahl ihm, anzuspannen und ihn sofort nach der Stadt zu fahren.

„Ich habe Anstalten getroffen, lieber Samuel, daß Sie über Nacht hier draußen bleiben; ein wichtiges Geschäft, das mir eben einfällt, zwingt mich, nach Hause zu eilen. Morgen Vormittag laß ich Sie in meiner Equipage abholen.“

Der Wagen fuhr vor.

„Schlafen Sie recht wohl, lieber Freund; morgen sehen wir uns.“ Mit diesen Worten drückte er ihm herzlich die Hand und bestieg seinen Wagen.

Mit einbrechender Nacht kam Itzig in Berlin an und fuhr sogleich zum Rabbiner R. Hirschel Lewin.

„Eine wichtige Angelegenheit veranlaßt mich, Herr Rabbiner, Sie noch spät abends zu belästigen; Sie werden es mir verzeihen," sprach Itzig.

„Es ist Ihnen doch hoffentlich nichts Unangenehmes widerfahren? Sie scheinen etwas besorgt und unruhig zu sein."

„Unangenehmes? Nun, wie man es nehmen will. Ich werde eben an ein Versprechen erinnert, das ich in meiner Jugend einem Freunde gegeben habe, daß nämlich, was ich über zwanzigtausend Thaler im Vermögen habe, sein Eigentum sein solle."

„Aber, Herr Itzig," versetzte der Rabbiner, „Sie werden mir die Bemerkung nicht übel nehmen: Damals waren Sie ja nichts weniger als vermögend."

„Vermögend!" fiel ihm Itzig ins Wort, „ich war blutarm."

„Sie haben auch wahrscheinlich damals nicht daran gedacht, je zwanzigtausend Thaler zu besitzen?" fuhr der Rabbiner fort.

„Ich will mein Gewissen beruhigen, Rabbi, und möchte Sie inständigst bitten, die Angelegenheit für mich abzumachen. Der Mann, dem ich vor ungefähr dreißig Jahren das Versprechen gegeben habe, ist gegenwärtig hier; lassen Sie ihn rufen und geben Sie ihm, was Sie für recht und billig finden; ich füge mich ganz Ihrem Ausspruche. Morgen früh schicke ich Ihnen tausend Louisdors; glauben Sie, daß es zu wenig ist, so steht auch mehr zur Verfügung. Machen Sie ab um jeden Preis." — —

Am anderen Morgen wurde Samuel bald nach seiner Rückkehr nach Berlin zum Rabbiner beschieden.

„Sie haben, wie ich vernommen, an Herrn Banquier Itzig eine Forderung?" fragte ihn der Rabbiner.

Mit Thränen in den Augen versicherte Samuel, er hätte nie daran gedacht, daß Herr Itzig ihm etwas schulde. Und als der Rabbiner ihm tausend Louisdors geben wollte mit der Bedingung, Herrn Itzig von dem ihm gegebenen Versprechen frei zu machen, weigerte er sich hartnäckig, sie anzunehmen.

„Was Herr Itzig von mir denken wird! Als ob ich hierher gekommen bin, ihn an sein Versprechen zu erinnern. Zweihundert, dreihundert Thaler machen mich glücklich," sprach Samuel sichtlich gerührt.

Der Rabbiner ließ ihn aber nicht früher fort, bis er die tausend Goldstücke angenommen und in seine Hände gelobt hatte, des bewußten Versprechens nie mehr zu gedenken.

Die ganze Geschichte kam Samuel wie ein Traum vor. „Gott hat geholfen!" rief er einmal über das andere aus; „Gott hat auch mir geholfen! Gelobt sei Gott!

Er verweilte noch mehrere Wochen in Berlin, war der tägliche Gast seines Freundes Itzig, der alsbald zwei Söhne Samuels in angemessener Weise beschäftigte und für ihre Zukunft sorgte.

Das ist die Geschichte von der Peitsche des Herrn Daniel Itzig!

Die Insurgenten.

Von S. P.

(Schluß.)

Er warf sich auf die Knie vor dem Greise nieder und küßte ihm den Saum des Kleides, aber er war keines Wortes mächtig. „Vergebung!" war alles, was er hervorbringen konnte. Vater und Sohn hatten sich in einander getäuscht. David erwartete von seinem Vater ein Heer von Strafreden — doch über Samuels Lippen kam kein Vorwurf, den er war froh, seinen Sohn wieder gefunden zu haben. Der Vater wiederum hatte gedacht, es werde großen Kampf kosten, Davids Trotz zu beugen und ihn zurückzubringen, und war daher überrascht, seinen Sohn so demütig, ergeben und reuig zu finden und so enthusiasmiert für ein stilles häusliches Leben inmitten des jüdischen Volkes, das er so oft geschmäht. Samuel sah ein, daß irgend etwas Bedeutendes während dieser Zeit sich zugetragen haben müsse. — Doch als nun die Rede auf die nahe Verbindung kam, sagte David:

„Vater, es ist zu spät. Hätte ich Euch gleich damals gefolgt und die Sara Kratter geheiratet, so wäre ich glücklich gewesen. Aber ich sah dies nicht ein, und Eure Zumutung trieb mich zum Ungehorsam. Jetzt ist's zu spät; mein Herz ist nimmer frei."

„Schon wieder ein Rückfall ins alte romantische Fieber!"

„Fordern Sie alles von mir, mein Vater," sagte David traurig, „nur nicht, daß ich mich je vereheliche."

„Wie?" sagte Samuel erstaunt, „gar nicht vermählen? Nicht einmal mit derjenigen, die Dein Herz erkoren?"

„Nein, teuerster Vater, auch die Geliebte meiner Seele kann ich nie ehelichen, denn — sie ist — —"

„Was?!"

„Keine Jüdin!" sagte David, und erzählte hierauf den ganzen Vorfall und jenes Gespräch mit Seline; „Als ich ihr meine Religion nannte, floh sie mich und bezeichnete meine Liebe als einen entsetzlichen Verrat."

Da umarmte der Greis seinen glaubenstreuen Sohn und sein Auge füllte sich mit Thränen. „Du hast einen Kampf für Deinen Glauben ausgekämpft, der Dich mir werter macht, als hundert Hochzeit-Deraschoth, die Du hättest zu Hause ausfertigen können. Jetzt komm und bleibe bei mir, bis Deine Wunde vernarbt; der Anstand erfordert, daß wir jetzt nach Wilna gehen; doch ich werde dafür sorgen, daß das Verhältnis so schonend als möglich aufgelöst werde."

IX.

Im Hause des alten Chajim wurde alles gescheuert, gefegt, gesäubert und gereinigt, um die angekündigten Gäste mit Anstand zu empfangen. Mutter Rebekka, Chajims Gemahlin, rannte geschäftig hin und her, und hatte bald in der Küche, bald in der Speisekammer zu schaffen. Der Ueberrock, den sie in der Wirtschaft trug, hatte mehr Farben als die Iris und trug durch die mannigfachsten Funktionen, die er zu verrichten hatte, alle Spuren des häuslichen Familienlebens an sich, und würde selbst einen Herkules verlegen gemacht haben, wenn er diesen statt des Augiasstalles hätte reinigen müssen. Nichtsdestoweniger mußte das goldgestickte Stirnbündel auf der Stirne prangen. Sie watschelte von einem Zimmer ins andere umher,

und schalt die Mägde und tadelte die Köchin, und ermahnte die Tochter, und zankte und belferte; denn da war ein Fleck noch auf der Diele zu sehen, dort noch das kupferne Becken nicht gescheuert. Sara aber stand mit rotgeweinten Augen da, so daß selbst ihre vielgeschäftige Mutter ausrief: „Mein Gott, wie Du aussiehst! Gar nicht wie eine Braut. Was ist Dir, mein Engel? Geh wasch Dich ab, Du hast gewiß den bösen Blick bekommen.“

„Jawohl, einen bösen Blick,“ erwiderte Sara schmerzlich lächelnd.

„Darum geh, wasch Dich, dann ist alles wieder gut. Ueberhaupt will heutzutage das Ei klüger sein als die Henne. Ich habe Dir hundertmal gesagt, Du sollst die Kameah (Amulete) für den bösen Blick tragen. Aber bei euch jungem Volke nützt das reden nichts.“

So sprach Rebekka und lief wieder hinaus und ließ die arme Sara mit ihrem Schmerze allein. Es wird hinreichend sein, um den Charakter der Braut zu zeichnen, wenn wir sagen: Hätte Davids Herz nicht schon eine Wahl getroffen, so wäre gewiß Sara die Einzige gewesen, die ihn zu fesseln vermochte. Die Natur hatte sie zwar mit Schönheit und Anmut beschenkt; was ihr aber in Davids Augen unstreitig den größten Reiz verliehen hätte, war, daß sie, so wie er, mit ihrer Umgebung und ihrem Geschicke zerfallen war.

Auch sie hatte nämlich der Zufall zu einer Autodidaktin der Roman-Litteratur gemacht, auch sie hatte sich im Labyrinthe der Truggestalten verirrt. Aber sie mußte ihre Sehnsucht tief im Herzen bergen und durfte sich nie einfallen lassen, die Einflüsse der Lektüre auf ihr Gemüt ihrem Vater gegenüber laut werden zu lassen. Dieser kannte Welt, Menschen und Leben nur von der lukrativen Seite, und in ihrer Beziehung auf das Geschäft. Er gestattete seiner Tochter nur darum das Lesen, weil ein Mädchen in seinen Augen kein Gegenstand der Erziehung war, da sie unmöglich den Talmud studieren könne. Sara war daher in ihren Aeußerungen ganz das nüchterne jüdische Mädchen und schloß das Reich der Träume als ein unverbrüchliches Geheimnis in das Innerste ihres Gemütes.

In dieser Gemüts-Lethargie ging sie auf den Vorschlag Nachmans zur Verbindung mit dem jungen Rubenthal phlegmatisch und ergeben ein, wie sie mit derselben Gleichgiltigkeit der Verzichtleistung dieses Verhältnis nach Davids Flucht aus seinem väterlichen Hause wieder auflösen sah. — Sie sprach nicht wie David: „Was ist Ehe ohne Liebe? sondern: da Liebe und Sympathie nur Ahnungen, süße Träume sind, die nie in diesem Leben zur Wirklichkeit gelangen, so kann mir der Beschluß des Schicksals nie lästig werden, denn glücklich in meinem Sinne werde ich nun mehr nicht.“ — So blieb sie bis vor einigen Wochen. — Da aber hatte das Gerücht von dem Heroismus der Gräfin von Plater sich verbreitet; sie sah nun eine Amazone ihrer Bücherwelt, eine Johanna von Orleans ihrer Träume mitten im wirklichen Leben, leibhaft und selbständig und nicht als Schatten. Sie sah wenigstens eines ihrer Ideale realisiert — da fiel ihr denn ein, wie leicht könnte es wirkliche Liebe ohne Egoismus, wie leicht nicht noch fahrende Ritter, wie leicht nicht dennoch einen Seladon geben. Sie fing an zu begreifen, wie sie nachmals erzählte, daß das wirkliche, nicht blos erträumte Leben noch andere, höhere geistige Richtungen habe, die sie im väterlichen Hause nicht kennen gelernt — und sie wurde jetzt täglich aufgeregter, nachdenkender, unzufriedener mit ihrer Lage. Sie fand es unerträglich im väterlichen Hause, und erbat sich die Erlaubnis, zu ihrer Tante nach einem benachbarten Städtchen zu reisen, und war erst vor wenigen Tagen, gerade als der Brief anlangte, der die Gäste meldete, zurückgekehrt. Bleich, düster, angegriffen kam sie heim, und in ihrem Wesen lag soviel Ungewöhnliches und Unheimliches, in ihrem Thun und Lassen so viel Verschlossenes, daß die Mutter, sonst eben nicht die feinste Menschenkennerin, diesmal doch sehr befremdet ward. Sie schrieb diese Veränderung zwar den Reisestrapazen zu, und dachte, zwei Tage Ruhe würden alles wieder gut machen. Aber wie staunte die gute Alte, als Sara nicht einmal ein Briefchen von der Tante, die in den Kriegszeiten solange nicht geschrieben hatte, mitbrachte, und auf ihre Erzählung von Davids Rückkunft und der neuerdings beschlossenen Verbindung ein entschiedenes „Nimmermehr“ von der sonst guten und folgsamen Tochter vernehmen mußte. Allein die Mutter beschwichtigte sich damit, daß, wenn nur der junge Bräutigam und der beredte Schadchen zugegen sein würden, alles wieder im gehörigen Geleise fortgehen würde. Sie verlor darum vor der Hand kein Wort darüber, und auch Sara schwieg.

X.

Endlich kam die mit Bangen erwartete Stunde. Schon hörte sie den freundlichen jüdischen Willkommruf: Scholom Alechem (Friede mit Euch) auf der Treppe, schon nahten die Schritte dem Zimmer — jetzt ging die Thür auf — noch vergingen einige Minuten, ehe die große Lebensfrage entschieden war, wer den Vortritt haben solle — ob Samuel als Gast oder Chajim der Hausherr — und als auch diese Debatte erledigt war, entspann sich nur noch zwischen David und dem Schadchen eine neue Zeitfrage ähnlichen Inhaltes. — Endlich waren alle Vier drinnen. Sara schlug die Augen nieder ex officio — David hatte sie zu Boden gerichtet, aus Pflichtgefühl. Da sagte der alte Chajim: „Na! Sara! sieh, da bringe ich Dir den feinen Ille!“ — Jetzt begegneten sich beider Blicke — und nun, wer malt das Erstaunen der Anwesenden, als Sara mit einem: „Ach, Dagobert!“ ohnmächtig niedersank, und David mit einem freudigen „Was seh' ich? Seline!“ die Ohnmächtige in seine Arme auffing. — „Seline,“ fragte David, als sich letztere wieder erholt hatte, „also bist Du keine Christin?“

„Ach, Dagobert, Du hast mich ja verstoßen, weil ich deines Glaubens nicht bin?“

„Aber ich sagte Dir ja, der Berg Sinai — und Du nanntest meine Liebe einen Verrat?“

„Das hatte ich für eine Anspielung auf meine Religion gehalten, und glaubte, Du hättest mich erkannt und würdest mich verraten, weil ich nur ein armes Judenmädchen bin.“

„Also meine Seline? Wirklich mein!“

„Nenne mich nicht so! Ich heiße Sara und mag nicht anders heißen! Es ist ein schöner, es ist ja ein jüdischer Name, und meine Religion ist mir werter geworden als alle Träume.

Das habe ich von Dir gelernt! Aber nicht wahr, Du heißt auch nicht mehr Dagobert? Laß Dich immerhin David nennen."

„Ja, David will ich heißen, und Du sollst meine fromme Michal sein, die mich vor dem ärgsten Feinde, dem Irrtume, bewahrt, und damit Du ganz Michal sein sollst, so geben wir den toten Namen Dagobert, wie jene das tote Bild statt ihres Mannes Person, dem Feinde preis." —

Jetzt war es mit des alten Kratters Geduld zu Ende: „Was ist das für Faselei?" rief er, „was soll mir das sein, mit dem Dagobert und Seline?" Und jetzt mußte der Knoten gelöst werden. Die Sache trug sich nämlich so zu: Sara hatte, statt zu ihrer Tante zu reisen, sich heimlich zur Gräfin von Plater begeben, und sich da anwerben lassen. Ihren Namen hatte sie aus denselben Gründen wie Dagobert geändert. Wie sie dort gelebt, wissen wir bereits. Sara erzählte ihre Erlebnisse reumütig und bat auf den Knieen den Vater um Verzeihung. Doch dieser wandte sich an Rubinthal: „Ich sehe es klar, mein lieber R. Samuel, Ihr könnt Euren Sohn nimmermehr mit der entlaufenen Tochter, mit dem ehrvergessenen Mädchen verbinden wollen. Ich kann Euch garnicht diese Zumutung machen, und gebe Euch Euer Wort zurück." Allein Samuel sagte lächelnd: „Zwei verschrobene Wesen, wie diese, mußten an einem Felsen den Kopf sich zerrennen, um wieder heil zu werden. Ich halte Eure Tochter doch für würdig meines Sohnes, ja ich halte dieses alles für die Fügung des Himmels, der, was wir in der Erziehung unserer Kinder verabsäumten, auf solche Weise gut gemacht, auf daß sie für einander tauglicher werden — die Insurgenten!"

---

* **Ueber eine jüdische Oper in London** schreibt der Korrespondent der „Köln. Ztg.": Der Kapellmeister (zugleich Komponist der großen heroischen Oper) war ans Pult getreten. Pst, Pst! erscholl es von allen Seiten. Das Haus wurde ruhiger und ruhiger, und mich überkam eine gewisse weihevolle Stimmung. Biblischer Stoff, Altes Testament, Geschichten, die ich als Kind gelernt, verehrt und geglaubt, wovon mir noch immer ein lichter Schimmer im Herzen übrig geblieben, und dazu hebräische Melodien, wie sie einst vielleicht im Tempel von Jerusalem und an den Wassern von Babylon erschallten. Ich war gespannt. Der Mann gehörte nicht ans Dirigentenpult, er gehörte — vor den Strafrichter. Eine so zusammengestohlene Ouverture, wie die seine, war eine ganz unerhörte Leistung. Alles hatte herhalten müssen. Gounod, Wagner, Weber, Mozart, vornehmlich Donizetti, Verdi und Bellini. Ich fühlte mich ärgerlich. War ich doch gekommen, hebräische Melodien zu hören, und jetzt dieses Gemisch! Und es gar zweimal über sich ergehen lassen zu müssen, denn das Publikum ruhte nicht, bis sich der Komponist zu einer Wiederholung verstanden. Endlich aber ging der Vorhang in die Höhe. Ich sah eine Dame und einen Herrn auf der Bühne — sie jung und hübsch und er ein Krieger (es war Michal die Königstochter und Abischai ein Feldherr), die sich anscheinend nach einer Verdischen Melodie stritten. Ich horchte hin. Gott sei Dank, ich verstand kein Wort! Also das war Hebräisch! Die Sprache, die alle andern überlebt, in der Mose sein Volk angedonnert, als er vom Berge Sinai kam, in der die Propheten sangen, in der die Bergpredigt gehalten wurde. Mir wurde ganz wundersam zu Mute. Ich horchte, horchte mit gespannter Aufmerksamkeit hin. Gerechter Himmel! War endlich der heilige Geist über mich gekommen? Ich fing zu verstehen an, zuerst nur hier und da ein Wort, dann mehr und mehr — es fiel wie Schuppen von meinen Augen — es war nicht Hebräisch, es war Deutsch, allerdings nicht das Deutsch Lessings und Goethes und Schillers, aber Deutsch! So ist das Leben nichts als eine ewige Kette von Enttäuschungen! Ich wußte nicht, sollte ich mich ärgern oder lachen. Ich entschied mich für das letztere und wäre hinausgeplatzt, als Saul den vor ihm stehenden Hirtenknaben David fragt, wie er den Mut gefunden, den Kampf mit Goliath zu bestehen, und David antwortet: „Als ich hob gehittet die Sfiegen, ist gekommen gestiegen ein graußer Lew —". Ich wäre hinausgeplatzt — und doch schnürte mir etwas die Kehle zusammen und meine Augen wurden feucht. Da war das volle Haus, ein Haus Israel, Tausende von Augen starr auf die Bühne gerichtet, die meisten Gestalten vorwärts gebeugt, auf allen Gesichtern atemlose Spannung, Leib und Seele verwoben mit dem, was sich da vor ihren Blicken abspielte. Da war König Saul, der Völkerbezwinger, der Herr vieler Lande, in seinem Palast, umgeben von Pracht und Herrlichkeit, ein mächtiger Herrscher, ihr König, und vor ihm der Auserwählte des Herrn, David, ihr David, der Saul noch zehnmal überstrahlen sollte — ihr König David — und jetzt, alles versunken und zerfallen, und sie unstäte, vaterlandslose, verfolgte Wanderer, Flüchtlinge auf Gottes weiter Erde, die dem Himmel danken, einen Platz zu finden, wo sie vor Verfolgung sicher sind — und wenn es Whitechapel ist! Wie müssen diese armen Juden fühlen! Wie muß sie alles ergreifen, was sich auf der Bühne abspielt! Für sie war es eine große, heroische Oper.

* **Uebersetzer wider Willen.** In der guten alten Zeit wurde in Leipzig beim Eintritt in die Stadt jeder jüdische Meßbesucher einer hochnotpeinlichen Inquisition unterworfen. Er mußte Angaben machen über Namen und Charakter, Zweck der Reise und dergleichen. Ein Kaufmann, der diese Weitläufigkeiten schon oft erduldet, machte gewöhnlich bei diesem wichtigen Akte manche witzige Bemerkungen, um sich und seine anwesenden Leidensgenossen für die ihnen zugewiesene Ausnahmestellung einigermaßen schadlos zu halten. Und eines Tages stand er wieder vor dem gestrengen Kommissar, und folgender Dialog spielte sich ab: „Zweck Ihrer Reise?" — „„Wareneinkauf auf der Messe."" — „Name?" — „„N. N."" — „Religion?" — „„Jude."" — „Charakter?" — „„Am kesché oref""*) — „Wie?" — „„Am kesché oref"" — „Noch einmal; ich habe nicht verstanden." — „„Am kesché oref."" — „Laßt den hartnäckigen Juden gehen; er giebt doch keine verständliche Antwort."

* **Erste Eifersucht.** Der erste Mensch weigerte sich vom Baum der Erkenntnis zu kosten und als Eva ihm durch Rebensaft die Sinne wirr zu machen suchte, weigerte er sich dennoch

---

*) Mose nannte einst die Juden Am kesché oref (ein hartnäckig Volk).

gegen das göttliche Gebot zu handeln; da sprach das Weib: „Du weißt, daß ich den Tod verschuldet und freust Dich, nach meinem Ableben, auf Deine zweite Frau". Und Adam — aß. (Midrasch Rabba.)

Hier und dort.

* **Berlin**, 7. März. Die Vorsteher der hier bestehenden fünf größten Vereine zur Unterstützung erwerbsunfähiger und Gewährung von Darlehen an unbemittelte Mitglieder waren neulich zusammengetreten, um eine Konzentration der Wohlthätigkeit dieser Vereine anzubahnen. Wie wir hören, ist der Wunsch nach Konzentration vornehmlich aus der Erfahrung hervorgegangen, daß einzelne arme Mitglieder, die mehreren Vereinen angehören, in Krankheitsfällen die Unterstützung aller Vereine in Anspruch nehmen. Die angebahnten nahen Beziehungen der einzelnen Vereine zu einander sollen eine gewisse Kontrolle ermöglichen. Von verschiedenen außerordentlichen Mitgliedern um ein objektives Urteil ersucht, nehmen wir Veranlassung, uns gegen die geplante Neuerung auszusprechen. Die Vereine sind ihrem Namen und Wesen nach Humanitätsvereine. Sie würden diesen Ehrennamen zu Unrecht führen, wollten sie in Zukunft ihr Herz und ihre Kasse den armen Mitgliedern verschließen. Zum Vergnügen wird keiner krank und aus Ueberfluß wünscht niemand Unterstützung. Die Unterstützung, die arme kranke Mitglieder — durch die Krankheit doppelt arm — erhalten, ist zu gering, als daß sie den Ausfall an Verdienst und die Ausgaben für Medizin, Pflege 2c. decken könnte. Ein Kranker, der von mehr als einem Vereine unterstützt wird, wird demnach trotzdem vor Ueberfluß nicht bersten. — Die Vereine gleichen aber auch gewissermaßen Versicherungsgesellschaften auf Gegenseitigkeit. Ich habe das Recht, mein Leben in mehreren Gesellschaften zu versichern, und wofern ich an alle meine Jahresprämie zahle, habe ich von allen die Versicherungssumme zu fordern. Genau so verhält es sich mit unseren Vereinen. Gewiß, sie gewähren dem Kranken mehr als er geleistet; allein dafür sind sie eben Humanitätsvereine und dazu tritt man ihnen als außerordentliche Mitglieder bei. Die außerordentlichen Mitglieder zahlen ihren Jahresbeitrag, ohne eine Gegenleistung zu beanspruchen, damit man die Armen befriedige, die mehr beanspruchen, als sie zahlen.

* **Berlin**, 6. April. Der Vorstand der „Jüd. Lesehalle" sendet uns einen Aufruf, der dieser Tage an die wohlhabenden und wohlthätigen Mitglieder der hiesigen Gemeinde versandt worden ist. In dem Aufruf wird auf die Nützlichkeit der Lesehalle hingewiesen und um Unterstützung dieses Werkes durch Beitritt als Mitglied oder Ueberweisung eines Beitrages ersucht. Gern schließen wir uns diesem Aufrufe an, und fügen noch hinzu, daß Zuschriften und Beitrittserklärungen an Herrn B. Levy, Klopstockstraße 78 zu richten sind.

*** **Berlin**, 8. April. Unter dem Vorsitz des Herrn Julius Isaac fand am 7. April die Beratung über die Verwendung der in den Sparkästchen des „Kinder-Spar-Vereins" gesammelten Gelder statt. Es wurde beschlossen, einen Ausschuß, bestehend aus 7 Personen, und zwar 4 Herren und 3 Damen des Gesamtkomitees zu wählen. Der Vorsitzende dieses Ausschusses tritt mit dem Vorsitzenden der Waisen-Kommission der hiesigen jüdischen Gemeinde in Verbindung mit dem Ersuchen, alle Anträge von Bittstellern, welche die Waisenkommission selbst aus prinzipiellen oder anderen Gründen ablehnen muß, die indessen sonst für berücksichtigungswert erachtet wurden, zu überweisen und die Gutachten der Rechercheure beizufügen. Aber auch sonst hat der Ausschuß bedürftige Kinder nach festgestellter Würdigkeit und nach Anhörung der mit den Recherchen beauftragten Personen, welche immer dem Gesamtkomitee angehören müssen, zu unterstützen. Ebenso soll den dazu geeigneten Kindern die Wohlthat der Ferienkolonien, der Blinden- und Taubstummen-Anstalten teilhaftig werden. Der Ausschuß wird stets auf ein Kalenderjahr gewählt und ist die Wiederwahl statthaft. Die übrigen Bestimmungen betreffen hauptsächlich die Geschäftsordnung des Ausschusses. Die Satzungen, bestehend aus 17 Paragraphen, die der Vorsitzende zur Beratung stellte, wurden einstimmig angenommen. Es wurde ferner mitgeteilt, daß bis jetzt 1400 Sparkästchen ausgegeben sind und daß schriftliche Anträge auf Zusendung von Sparkästchen an Frau Cäcilie Friedländer, Bellevuestr. 9 zu richten sind. Die erste Entleerung der Sparkästchen, welche vor dem 1. April ausgegeben sind, findet im Juni statt, die zweite im Dezember. Ueber den Modus der Entleerung der Sparkästchen wird den betreffenden Familien seiner Zeit direkte Nachricht zugehen.

*** **Potsdam**, 1. April. Eine ergreifende Feier hat am ersten Peßachtage in unserer Synagoge stattgefunden. Unser allgemein beliebter Rabbiner, Herr Dr. Tobias Cohn, bestieg zum letzten Mal die Kanzel, um von seiner geliebten Gemeinde Abschied zu nehmen. In schwungvoller Rede, mit Zugrundelegung desjenigen Textes, welchen er vor ungefähr 40 Jahren in seiner Antrittspredigt verwendet hatte, entrollte er ein Bild seiner amtlichen Thätigkeit und gedachte in Dankbarkeit der Liebe und des Wohlwollens, die er in Fülle hier genossen, der Ehren, welche ihm zu seinem 70. Geburtstage erwiesen, und der hohen Auszeichnung, die ihm von allerhöchster Stelle zuteil geworden sind. Thränenden Auges nahm Herr Dr. Cohn von seiner Gemeinde Abschied und mit thränendem Auge sahen die Mitglieder ihren Seelsorger scheiden. Die herzlichsten Wünsche seiner Gemeinde begleiten ihn in den wohlverdienten Ruhestand.

* **Hannover**, 3. April. Die Volkszählung vom 1. Dezember 1895 hat ergeben, das die Zahl der Israeliten sich auf 4075 beläuft, was 1,94 Prozent der Gesamtbevölkerung beträgt. Gegenüber der Zählung von 1890 ist eine schwache Abnahme des Prozentsatzes der Israeliten und eine fühlbare des Prozentsatzes der Protestanten, dagegen eine Zunahme der Katholiken zu konstatieren.

□ **Hannover**, 6. April. Die bekannte Prinzipienfrage, ob jüdische Kultusleiter als Geistliche anzusehen und ob ihnen demgemäß die Zahlung der Kommunalsteuer zu erlassen sei, wurde jüngst auch hier im negativen Sinne erledigt. Der Landesrabbiner sowohl als auch etliche andere Kultusfunktionäre werden angehalten, hinfort die Kommunalabgaben zu entrichten.

□ **Dinslaken**, 1. April. Die eiserne Hochzeit begehen am 13. April die Eheleute Herr Levi Elkan und Frau Sarah geb. Leser hierselbst. Im Jahre 1804 bezw. 1812 geboren, ist es dem Paare vergönnt, auf ein 65jähriges

Zusammenleben zurückblicken zu können. Der Jubelgreis erfreut sich eines so guten Wohlbefindens, daß er täglich noch seinen Spaziergang machen kann; auch das Mütterchen ist noch von seltener Rüstigkeit.

◆ **Wien,** 6. April. Graf von Sternberg teilte dieser Tage einiges über seine Reise im Süden Afrikas mit. Der Forschungsreisende hat mehrere Gebiete des schwarzen Weltteils durchstreift und seine Studien über die Landstrecke des in den letzten Monaten oft genannten Transvaal ausgedehnt, um die sozialen und politischen Verhältnisse und Zustände daselbst eingehend kennen zu lernen. Insonders häufig, erzählte er, habe er mit den dortigen Juden verkehrt. Sein Urteil über diese ist das denkbar günstigste. Seiner Behauptung nach bilden die Juden sowohl in der Hauptstadt Johannesburg wie in der gesamten Provinz den gediegensten und intelligentesten Bruchteil der gesamten Bevölkerung.

⌶ **Bern,** 6. April. Professor Asser, Mitglied des holländischen Geheimrats, vertritt Holland, und Signor Ottolenghi vertritt Italien bei der internationalen Konferenz der Staaten, welche sich der Berner Konvention angeschlossen haben.

*⁎ **Rom,** 5. April. Der ausgezeichnete jüdische Diplomat, Signor Giacomo Malvano, Staatsrat, wurde zum General-Direktor des Kabinets der auswärtigen Angelegenheiten in dem Ministerium Rudini ernannt. Signor Malvano hatte sowohl diesen Posten, als auch den eines Unterstaatssekretärs bereits in früheren Kabinetten inne und entfaltete stets eine so vollendete Geschicklichkeit und Kunst im Verkehr mit den Botschaftern der Mächte, daß er von ihnen als der wirkliche Minister der auswärtigen Angelegenheiten betrachtet wurde. — Eine beträchtliche Anzahl jüdischer Offiziere befindet sich unter den Truppen, die zur Verstärkung des in Abessinien kämpfenden Heeres jüngst nach Afrika abgegangen sind. Erwähnenswert ist vor allem Cavaliere Major Achille Coen, welchem das Kommando über das 40. Bataillon anvertraut wurde. Mehrere jüdische Offiziere nahmen teil an der Schlacht bei Adua, aber das Schicksal der einzelnen ist bis jetzt noch nicht bekannt. — Rabbi Leone Racach, Professor am Rabbiner-Seminar in Rom und Mitredakteur des „Corriero Israelitico“, wurde zum Prediger bei der hiesigen jüdischen Gemeinde gewählt an Stelle des verstorbenen Oberrabbiners Ehrenreich.

⋈ **Petersburg,** 5. April. Nach dem Berichte, der bei der Verteilung von Diplomen an der Petersburger Universität am 8./20. Februar d. Js. vorgelesen wurde, befanden sich unter all den 3057 Studenten, des letzten Schuljahres nur 92 Juden, oder 3,01 %. Von diesen Letztgenannten erhielten die Folgenden Preise: Moses Sagalow: Silberne Medaille für eine physiologische Abhandlung; Boris Ginzburg: Goldene Medaille für eine Studie über Erkrankungen der Knochen; Grigorig Klein: Silberne Medaille für eine Studie über die Geschichte des römischen Rechts; Moses Friedlyanskiy: Ehrendiplom für eine Studie über Finanzgesetze.

= **Kischinew,** 3. April. Die örtlichen jüdischen Wohlthätigkeitsanstalten, welche aus der Korobka-(Fleischsteuer) unterhalten werden, stehen einer ernsten Krise gegenüber. Die vom Senat bestätigten Regeln über die Erhebung der Korobka muß zweifellos die Erträge aus derselben herabmindern. Früher wurde die Steuer im Schlachthause erhoben, jetzt ist dieselbe nach der Vorschrift des Senats in den Fleischbuden für jedes einzelne verkaufte Pfund „koscheren“ Fleisches beizutreiben. Es liegt auf der Hand, daß infolge dieser Reform der Pächter der Korobka einen ganzen Stab von Kontrolleuren unterhalten muß, um den Handel mit Koscherfleisch zu überwachen; naturgemäß wird der Pächter bei dem nächsten Ausgebot der Steuer einen bedeutend geringeren Betrag bieten können, welcher Umstand dann direkt auf obenerwähnte Anstalten einwirken muß.

St. **New-York,** 22. März. Herr Ahlwardt bleibt vorläufig noch hier und giebt ein antisemitisches Wochenblatt heraus. Die erste Nummer des Blattes, das nach Angabe seiner abtrünnigen Bundesgenossen Hessel und Schwertfeger mit geschnorrtem Gelde hergestellt wurde, ist erschienen. Sie trägt das Motto: „Greif nur hinein in's Wespennest, und wenn Du greifst, dann greife fest!“ Das Schönste ist, daß das von rohen, sinnlosen Invektiven strotzende Blatt von einem gewissen Friedow redigiert wird, welcher, wie hiesige Blätter mitzuteilen wissen, erst unlängst dem Glauben seiner Väter untreu geworden und vom mosaischen Glauben zum Christentum und von dem Namen Schmuhl in den aristokratisch klingenden Namen Friedow übergetreten ist.

St. **New-York,** 22. März. Die Gemeinde Schaare Tefilla, oder wie sie sich jetzt nennt, West End Synagoge, welche am Samstag ihr fünfzigjähriges Jubiläum feierte, veranschaulicht so recht die Wandlung, welche die neue amerikanische Atmosphäre in dem Geistesleben und der religiösen Richtung der Gemeinden zu Wege bringt. Ursprünglich eine der orthodoxesten Gemeinden, folgte die Gemeinde Jahre lang der Führung des Reverend Samuel M. Isaacs. Mit aller Kraft seiner ehrlichen Seele donnerte er gegen eine jede Neuerung, gegen jede Reform. Als seine neue Synagoge in der West 44. Straße eingeweiht wurde, lud er sich die damaligen Reform-Rabbiner ein und machte sich das Vergnügen, ihnen ganz gehörig den Text zu lesen und ihr Treiben zu geißeln. Heute ist die Schaare Tefilla-Gemeinde in die West End Synagoge umgetauft, heute ertönt die Orgel ihre schönsten Melodien zur Feier des 50jährigen Jubiläums, heute sitzen Männlein und Weiblein gemütlich beisammen in ihren Kirchenstühlen, lassen sich die meisten Gebete in der Landessprache vorrezitieren und beten aus dem von Isaac M. Wise eingeführten Gebetbuch, aus dem alles, was an die jüdisch-nationale Vergangenheit erinnert, verbannt ist. Wir leben sehr schnell in Amerika!

γ **Tanger,** 27. März. Hier starb am 8. d. M. der Pater Jose Lerchundi, eine der populärsten Gestalten Maroccos. Der „Reveil du Maroc“, ein im Geiste und Interesse des Judentums redigiertes Wochenblatt, widmet demselben einen warmen Nachruf, in welchem besonders die Toleranz des Verstorbenen gegen Andersgläubige gerühmt wird. Welcher Beliebtheit derselbe sich in allen Schichten der Bevölkerung zu erfreuen hatte, zeigte die Beerdigung, bei welcher alle Stufen aller Glaubensbekenntnisse vertreten waren. Wohl alle Europäer und die Mehrzahl der jüdischen Gemeinde (Tanger hat 8000 Juden) waren gegenwärtig. Der Tod des Pater Lerchundi hat den Juden Maroccos einen warmen Freund und Fürsprecher entrissen. Ehre seinem Andenken!

— **Personalien.** Zum Rabb. in Potsdam ist Dr. Paul Rieger, von der hiesigen Hochschule: — zum Kultusbeamten in Naugard Herr Katz aus Falkenberg: — in Cochem Herr Mannheimer aus Wolbeck gewählt.

Litterarisches.

* **Dr. A. Berliner:** „Ueber den Einfluß des ersten hebräischen Buchdrucks auf den Kultus und die Kultur der Juden." Verlag von J. Kauffmann, Frankfurt a. M. Die Bedeutung der Buchdruckerei, dieser Lokomotive der Kultur, für die Entwickelung der jüdischen Litteratur, kann nur ein großer Kenner unseres Schrifttums, den ein wissenschaftliches Können auszeichnet, in ihrer ganzen Tragweite erfassen und darstellen. Nun ist die Belesenheit und die Feinheit der Betrachtung des Verfassers der vorliegenden Schrift allgemein bekannt, so daß eine besondere Empfehlung des Büchleins überflüssig ist. Es gilt nur die Leser dieses Blattes aufmerksam zu machen, daß diese neueste Arbeit Berliners auch für das große nicht fachwissenschaftlich gebildete Publikum von Interesse ist, weil sie eine Fülle geistvoller Anregungen allgemein-jüdischen Charakters birgt. Dr. J. N.

* **Real-Encyklopädie von Hamburger.** Ich erachte es als meine Pflicht, die Herren Kollegen auf die augenblicklich in Heften erscheinende „Real-Encyklopädie des Judentums" vom Landesrabbiner Dr. Hamburger in Strelitz i. Mcklbg. ganz besonders aufmerksam zu machen. Das Werk ist ein Konversations-Lexikon des Judentums, in dem man klar und rasch über jedes Wort, das in Bibel, Talmud, Midrasch, sowie überhaupt in der jüdischen Litteratur vorkommt, über Kultus, Dogmatik, Ethik und über alle im öffentlichen Leben zur Sprache kommenden Gegenstände des Judentums eine eingehende Erklärung findet. Jeder einzelne Artikel ist so anziehend und doch wissenschaftlich geschrieben, daß sowohl der Laie als auch der Gelehrte davon hochbefriedigt wird. Jede aufgestellte Behauptung ist durch Quellenangabe belegt, was namentlich für den Gelehrten großen Wert hat. Ich erwähne von den Artikeln des ersten Heftes aus dem Buchstaben A folgende, die ganz besonders ausführlich bearbeitet sind, um zu zeigen, wie reichhaltig das Werk ist: Aaron, Ab, Abbitte, Aberglaube, Abfall von Gott, Abhängigkeit, Abraham, Acco, Ackerbau, Adonai, Aelteste, Ahab, Allgegenwart, Allmacht, Allwissenheit Gottes, Almosen, Altar, Alter, Ameise, Amos, Andacht, Anthropomorphismus, Araber, Arabien, Aram, Arbeit, Arme, Armut, Arzt, Asasel, Assyrien, Auferstehung u. a. m.

Der von dem gelehrten Herrn Verfasser auf die Abfassung dieses Werkes angewandte Fleiß ist staunenswert; 30 Jahre hat er an demselben gearbeitet und ihm seine beste Kraft gewidmet. Die biblischen Artikel umfassen 7 Hefte, die nachbiblischen Artikel aus Talmud, Midrasch und der Zwischen-, Neben- und Nachlitteratur 8 Hefte, und die Ergänzungen 3 Hefte. Jedes Heft ist 160 Seiten stark in gr. Lexikonformat und kostet 2,50 M. Jedem Kollegen, dem es um seine Fortbildung ernst ist, kann das großartige, in seiner Art einzig dastehende Werk nicht warm genug zur Anschaffung empfohlen werden. Wohl weiß ich, daß es manchem Kollegen schwer wird, soviel Geld für ein Werk auszugeben; deshalb habe ich mich mit dem Herrn Verfasser in Verbindung gesetzt, und derselbe hat sich bereit erklärt, denjenigen Kollegen, welche sich direkt an ihn wenden, jedes Heft für 1,70 M. franko zuzusenden, und da die Hefte in Zwischenräumen von je 10 Tagen erscheinen, so wird die Anschaffung dadurch ganz bedeutend erleichtert. Wer darauf abonniert, wird es nicht zu bereuen haben; man hat dann ein Werk, das eine ganze hebräische Bibliothek ersetzt. Möge der gelehrte Herr Verfasser für seine Riesenarbeit durch recht zahlreiche Bestellungen auf das Werk belohnt werden. J. Gossel, Prediger in Camen i. Westf.

Aus dem Leserkreise.

— **Gesänge zur Trauung.** Bezugnehmend auf die Anfrage im Fragekasten nach einem Trauungslied, gestatte ich mir zwei Hochzeitsgebete anzuführen, für die ich zwei innige und würdige Melodien komponiert habe, welche ich auf Wunsch, da dieselben noch in der Druckerei sind, dem geehrten Fragesteller gerne abschriftlich zur Verfügung stelle.

Popper, Prediger u. Kantor in Mühlhausen (Thüringen).

— **Noch einmal Einleitung und Schluß der Hagadah.** Dem Herrn L. in Hannover möge Folgendes zur Antwort dienen: Im Talmud kommt diese Einleitung gar nicht vor. Düran (רשב"ץ, gelebt gegen 1300), der in seinem Kommentar zur Hagadah diesen Prolog (piska) auch als im Midrasch nicht vorhanden bezeichnet, hat wohl die diesbezügliche Stelle in der Mechiltha nicht gesehen, die bereits vom Kolbo citiert ist. In diesem anonymen allgemein angenommenen Werke, wie auch im vorerwähnten vorzüglichen Kommentar vom berühmten Raschbaz wird bezügliche Einleitung der Hagadah als zum Zwecke, um damit die Kinder zum Fragen anzuregen, betrachtet, weswegen dieselbe auch, wie es die altberühmten Autoren weiter ausführen, in der aramäischen Sprache, die z. Z. in Babylon die Landessprache war, verfaßt ist. Sowohl Kolbo und Raschbaz z. St., als R. Jesaias Horowitz in seinem phänomenalen Werke „Zwei Bundestafeln" (1622 verfaßt), Abhandlung matza schemurah, erklären es, warum in dieser piska auch einzelne rein hebräische Ausdrücke vorkommen; jene begründen es ganz prosaisch, weil nämlich dies auch die Kinder verstehen und dgl., der Scheloh aber tief kabbalistisch. Maimonides hingegen in Jadhachasakah am Schlusse der Vorschriften von Chamez und Matzah bringt wohl die beregte Einleitung der Hagada, und zwar ohne jedwede Mischung auch nur eines einzigen rein hebräischen Wortes, macht aber die ausdrückliche Bemerkung, daß dieser Prolog erst zur Zeit des Exils eingeführt wurde, und zwar begann man nach dem Einschenken des zweiten Buches mit den Worten: bebhilu juzunn me-Mizraim. — Was den Schluß der Hagadah betrifft, so könnte man dem Verfasser eine prophylaktische Absicht zuschreiben. Bekanntlich kommt in diesem Gedichtchen der Todesengel nicht gut weg. Um also diesen Gefürchteten nicht zu verletzen, dichtete der vorsichtige und gläubige Autor aramäisch, nach der talmudischen Mitteilung (Traktat Sabbath 12 II), daß die Engel wohl sämtliche Sprachen verstehen, mit Ausnahme der aramäischen.

Rabb. Dr. Aschkanaze, Straßburg (Elsaß).

Briefkasten der Redaktion und des Verlages.

Hrn. J. S., Z. Der Bezug des Blattes durch die Post ist für beide Teile bequemer. — Hrn. N. J., B. Der Verlag ist nicht in der Lage, das Blatt zu einem ermäßigten Preise abzugeben. Wir haben von vornherein einen geringen Bezugspreis festgesetzt, damit die „Wochenschrift" von jedermann gehalten werden könne. — Hrn. M. J., Frkf. a. O. Wenden Sie sich an die Direktion des „Timarianum", die Ihnen Auskunft geben wird. Die Adresse finden Sie im Anzeigeteil.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin, Berlin. — Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57. — Druck: Arthur Scholem, Berlin C., Roßstr. 3.